

2

Joachim Küttner Das zweite Ich

Vorwort

Dieser Bericht wurde auf Wunsch meiner Verwandten und ostdeutschen Heimatbekannten erstellt.

Viele Jahre sind seit der Zeit, die diese Niederschrift umfaßt, dahingegangen. Aus verständlichen Gründen hatte ich mich bisher nicht dazu entschließen können, all das damals Erlebte zu Papier zu bringen. „Mei Rua wollt'i han.“ Dennoch haben sich diese Geschehnisse so fest und ungetrübt in meiner Erinnerung verankert, daß ich sie heute noch chronologisch genau wie aus einem Buch ablesen kann. Da es mir gelang, in langen, verschwiegenen Vorbereitungen meiner Flucht auf diversen heimlichen Wegen viele wichtige Personaldokumente, zwei Fotoalben und eine größere Zahl wertvoller Jagdtrophäen in den Westen zu schleusen, dienen auch diese Requisiten als sichere Erinnerungsstützen.

Wenn dem geneigten Leser die Schilderungen etwas unwirklich erscheinen sollten, so möchte ich für einen solchen Fall hiermit die feste Versicherung zum Ausdruck bringen, daß diesem Bericht nur die reinen Tatsachen zugrunde liegen und nichts zwecks etwa beabsichtigter Dramatisierung der Vorgänge hinzugedichtet wurde. Ich will mir doch meine Erinnerungen nicht durch Übertreibungen oder Fälschungen verwässern!

„Wenn Du denkst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her.“

Dieses Versehens aus einem sehr trostreichen Gedicht, das mir eine Schwester im Lazarett (1943) schenkte, war ich seither immer eingedenk. Die Gültigkeit dieses Sinnspruches hat sich in meinem Dasein mehrfach sehr hilfreich als richtig erwiesen.

Im Oktober 1983

Joachim Küttner

Flucht ohne Richtung

Nach halbjährigem Verweilen in Kriegslazaretten (Lungenverletzung) war ich im November 1943 als „wu“ (wehruntauglich) aus der Deutschen Wehrmacht entlassen worden. Nun konnte ich mich wieder voll der Bewirtschaftung meines Landwirtschaftsbetriebes (Rittergut Fabianów, Kr. Jarotschin, Provinz Posen,¹

¹ Seit Februar 1940 „Reichsgau Wartheland“, der aus den Regierungsbezirken Posen, Hohensalza und Litzmannstadt (Lodsch) bestand; hierzu Rogall, Die Deutschen im Posener Land, a. a. O., S. 162; Bohmann, a. a. O., S. 110 und S. 114.

mit Brennerei u. Ziegelei) widmen, den ich von meinem Vater Paul K. seit dem 1.7.41 gepachtet hatte. Während meiner Abwesenheit hatte meine Ehefrau Gisela, geb. Geisler, mit Fleiß und Umsicht den Betrieb geleitet.

Wie drohend und gefährvoll das Kriegsgeschehen auch für uns im „Warthegau“, die wir bis dahin noch recht ungestört von Feindeinwirkung gelebt hatten, werden sollte, wurde mir plötzlich bewußt, als ich im Juli 1944 eines Morgens das große Gutshaus betrat, darin meine Eltern wohnten und woselbst ich mein Büro hatte. (Meine kleine Familie wohnte außerhalb im Ziegeleihaus). Dort trat mir meine Mutter entgegen, umarmte mich und sagte: „Junge, Du mußt mir ein Versprechen geben.“ – „Gewiß, Muttchen, gern, aber was soll's denn sein?“ – „Jochen, Du mußt mir versprechen, daß Du mich erschießt, wenn uns die Russen überfallen. Du bist ein sicherer Schütze, Es beruhigt mich zu wissen, daß ich dann gleich tot bin und mich nicht zu quälen brauche“. Ich war konsterniert! In der festen Hoffnung, daß diese Alternative niemals an mich herantreten würde, gab ich meiner Mutter das gewünschte Versprechen, um sie zu beruhigen. Später hat mich diese Zusage angesichts der sich immer mehr zuspitzenden Kriegslage seelisch sehr belastet.

Als ich am 10. Januar 1945 spätabends von einer Treibjagd heimkehrte (Jagen war wegen Wildbeschaffung Pflicht), erfuhr ich, daß meine Frau – ohne sich mit mir abgesprochen zu haben – mit unseren beiden Söhnen Hans-Joachim (4 Jahre) und Heinz (2 Jahre) zu ihren Eltern nach Gut Chorzemin/Weitwiesen, Kr. Wollstein² (140 km weiter westlich), abgefahren war. Das war für mich sehr unerfreulich! Hätte ich ihr doch bei vorheriger Absprache viele Dokumente und kleine Wertsachen mitgeben können. Für mich war vorzeitiges Verlassen meines Postens als Betriebsleiter nicht zulässig; darauf stand Todesstrafe, da ich sieben Ämter hatte.³

Am 20. Januar 1945 (Sonabend) wurde per Radio von Gauleiter Greiser für den Warthegau die Auflassung zum allgemeinen Treck gegeben.⁴ Ich hatte 4

² Poln. Wolsztyn; bis 1939 Kreisstadt in der Wojewodschaft Posen unweit der polnisch-deutschen Grenze an der Trasse Posen-Grünberg.

³ Hierzu aus dem Bericht des Generals a.D. Walter Petzel aus Posen (Original, 15. Juni 1949): „... Schon der Gedanke an die Möglichkeit, daß die Front einmal bis in den Warthegau zurückverlegt werden könnte, war Landesverrat. ... Am 12. Januar war der Staatssekretär Naumann vom Reichspropagandaministerium in Posen und hielt vor einer tausendköpfigen Zuhörerschaft eine Ansprache, in der er die Lage in den rosigen Farben schilderte und den nahe bevorstehenden Endsieg prophezeite. Greiser betonte in seinem Schlußwort, daß kein Fußbreit Boden des Warthegaues preisgegeben würde. ...“; in: Dokumentation der Vertreibung, Bd. I/1, S. 345–347, hier S. 345.

⁴ Siehe ebenda: „In den am weitesten westlich gelegenen Gebieten der ehemaligen Provinz Posen, die an Pommern, Brandenburg und Schlesien angrenzten, waren die Aussichten für eine erfolgreiche Flucht hinsichtlich der Zeit und der Entfernungen am günstigsten. Am 20. Januar lag die Räumungserlaubnis vor, und die Bahnverbindungen Wollstein-Guben, Bentschen-Frankfurt, Birnbaum-Schwerin-Soldin und Filehne-Landsberg-Küstrin stellten ein intaktes Eisenbahnnetz dar. Ein großer Teil der städtischen Bevölkerung konnte auf diesem Wege rechtzeitig in das innere Reichsgebiet und nach Pommern gelangen. Die Mehrzahl aber begab sich auf den Treck mit Pferden und Fuhrwerken.“ (S. 29 E).

Kastenwagen – mit Planen überspannt – herrichten lassen, 2 für meine Eltern (denen sich Frau Kirschstein/Skrzypno⁵ angeschlossen hatte), 2 für meine dringendsten Habseligkeiten, Waffen und Proviant. Ich selbst fuhr im kleinen Einspanner (der „kleine blaue Wagen“) hinter unserer Kolonne her. Gegen Mittag rollten wir ohne festes Ziel gen Westen ab. Da die Straße schon stark von Treckfahrzeugen belegt war, kamen wir nur 14 km weit bis zum Gut Orla (Fam. Heising) vor Koschmin.⁶ Frau Heising war schon mit ihren 3 Kindern abgefahren; das Gutshaus stand offen. So blieben wir dort zur Nacht. Der mir dort bekannte polnische Kutschersohn begrüßte mich mit den Worten: „Oh Herr, es wird eine große Not geben“.

Der nächste Tag führte uns weiter bis zur Stadt Borek.⁷ Durch die Überfüllung der Straßen, Eis und Schnee kamen wir nur schrittweise voran. Auf dem Wege dorthin trafen wir an der Straße durch seine Güter Ludwig Christian Graf Stolberg/Radenz. Er war ganz verzweifelt, rüstete auch zum Aufbruch. Der Arme fiel im April 45 noch im Kampf gegen die Invasoren. In Borek sah es schon trostlos aus. Die Häuser waren verlassen und zum Teil ausgeplündert, Haustüren offen, Scheiben eingeschlagen. Wir nahmen Quartier in einem Gutshaus am Stadtrand, das von überhastetem Aufbruch seiner Bewohner zeugte. Es sah grauenhaft aus!

Auf der Weiterfahrt am Montag früh beschlossen wir wegen der Überfüllung der Hauptstraßen, uns auf Nebenwegen durchzuschlagen. Doch auch das wurde durch die schlechten Wegeverhältnisse, Eis und Schnee eine Strapaze für die Pferde. So quartierten wir uns am Nachmittag in einem verlassenen, aber noch nicht ausgeplünderten Bauernhof ein in der vagen Hoffnung auf Besserung der Wegeverhältnisse und weniger drangvolle Fülle auf den Straßen. Wir waren ja in den drei Tagen erst ca. 35 km von Hause weggekommen. Doch am nächsten Morgen (Dienstag) hörten wir schon Kanonendonner in westlicher Richtung vor uns. Mein Vater äußerte die Besorgnis, daß wir beim Weiterfahren in der von uns eingeschlagenen Richtung mitten in eine Gefechtszone geraten könnten.⁸

Resignation befiel uns angesichts der bedrängten Lage. In apathischer Ratlosigkeit verbrachten wir diesen und auch den nächsten Tag in unserem Bauernhofquartier, wo wir noch unbehelligt waren. Es war jetzt alles so trostlos und hoffnungslos geworden. Eine vorbereitete Unterkunft oder auch nur ein festes Ziel in Mittel- oder Westdeutschland hatten wir mangels dortiger Verwandtschaften nicht. Wir hatten eine Fahrt ins Ungewisse angetreten.

⁵ Vermutlich Skrzypna, Ortschaft ca. 8 km nordwestlich Pleschen (Pleszew) zwischen Pleschen und Jarotschin.

⁶ Poln. Koźmin; Gut Fabianów und Gut Orla liegen an der Straße von Pleschen nach Koschmin.

⁷ Poln. Borek Wielkopolski, Ortschaft ca. 17 km nordwestlich von Koschmin.

⁸ Zu der Überrollung vieler Flüchtlingstrecks im „Warthegau“ infolge der Schnelligkeit des russischem Vormarsches siehe: Dokumentation der Vertreibung, Bd.I/1, S.18 E.

Während unsere vier polnischen Knechte brav und friedlich bei ihren Pferden saßen, reifte in uns vier deutschen Flüchtigen langsam die Erkenntnis, daß nun alles „aus“ sei und daß es das Ratsamste sei, aus dem Leben zu scheiden. Mit innerer Beklemmung wurde ich mir meines Versprechens bewußt, das ich meiner Mutter im Juli 44 gegeben hatte. Daraus ergab sich das schweigende Einvernehmen zwischen uns, daß ich meine Eltern und Frau Kirschstein und sodann mich selbst erschießen sollte. Heimlich ging ich mit einer einläufigen Hahn-Schrotflinte zu meinem kleinen Einspannerwagen, spannte den Hahn, legte den Abzugsbügel über die Spitze des Leinenhalters, nahm die Mündung der Flinte in den Mund und riß den Kopf zurück. Der Abzug schlug ab. Diesen Vorgang wiederholte ich ein paarmal, um sicher zu sein, daß „nacher alles klappte“.

Am Mittwoch, dem 24. Januar, schlug mir meine Mutter vor, daß wir beide noch einmal gemeinsam in den nahen Wald gehen sollten, um Abschied vom Leben zu nehmen. Um mir zu beweisen, wie nahe sie stets meiner Naturliebe und Jagdpassion gestanden hatte, kraxelte sie mit mir im Wald eine Hochsitzleiter empor, um Rehe zu beobachten. Mit hereinbrechender Dämmerung nahmen wir still Abschied von der Natur und strebten standhaft, zu allem entschlossen, unserem Quartier zu. Beim Heraustreten aus dem verschneiten Wald ging gerade die Sonne mit riesiger blutroter Scheibe vor uns unter. Ich trank diesen Anblick förmlich in mich hinein in dem beklemmenden Gedanken: „Nun siehst Du die Sonne zum letzten Mal!“ Sie versank. Bei geschlossenen Lidern hatte ich noch die rote Scheibe im Auge. Aus – vorbei für immer!

Im Bauernhof angekommen, trat uns mein Vater entgegen und sagte: „Ich habe es mir überlegt. Wir wollen nicht unchristlich sein und durch Selbstmord enden, sondern unser Schicksal in Gottes Hand legen. Wir sind unbescholtene Bürger und fahren nach Haus zurück. Vielleicht haben wir doch noch das Glück davonzukommen.“ Mir fiel eine riesige Last vom Herzen. Ich brauchte mein grausiges Versprechen nicht einzuhalten! Trotz der Zukunftssorgen schlief ich die folgende Nacht mit dem Gefühl großer Erleichterung. So hat es sich gefügt, daß meine Eltern mir durch ihre Aufopferung gewissermaßen ein zweites Mal das Leben schenkten, denn sie und mit ihnen Frau Kirschstein kamen am folgenden Abend um, während ich wie durch ein Wunder unverehrt am Leben blieb. Und das kam so:

Wir rollten am nächsten Morgen (25.1.) – mit Gleichmut erfüllt und auf alles gefaßt – über Jaraczewo⁹ in Richtung „nach Hause“ zurück. Bald schon begegneten wir einem Trupp russischer Soldaten, die uns aber unbehelligt ließen. Nun erschien es mir jedoch ratsam, mich meiner Waffen zu entledigen, da diese bei einer Durchsuchung unserer Wagen am ehesten zum „Stein des Anstoßes“ werden konnten. So entschloß ich mich hinter dem Gut Panienka (Besitzer Ernst Fischer v. Mollard), Kr. Jarotschin, meine 14 wertvollen, gepflegten,

⁹ Ortschaft zwischen Borek W. und Jarotschin.

mir so lieb gewordenen Gewehre in den Straßengraben zu werfen, was mich wahrlich große Überwindung kostete. Doch was half alles Greinen?! Es war alles „aus und verloren“. Während ich mit dem Herauskranken der so wohlverpackten Waffen beschäftigt war, kam meine Mutter von ihrem Wagen herunter, umarmte mich und sagte: „Jochen, Du bist uns immer ein guter Junge gewesen. Es geht nun wohl dem Ende zu. Wer von uns durchkommt, grüßt die anderen.“ Die Wagen meiner Eltern fuhren weiter. Durch meinen längeren Aufenthalt verlor ich den Anschluß an sie. Da ich nicht durch die Stadt Jarotschin fahren wollte, dirigierte ich meine Wagen durch das Gelände des Gutes Parczewo,¹⁰ das ich vom einstigen Jagen her kannte. Auf einem Feldweg lag ein toter deutscher Soldat. Mit bloßen Füßen – man hatte ihn schon seiner Fußbekleidung beraubt – lag er quer über die Wagengleise. Vorsichtig zog ich ihn an den kalten, starren Füßen zur Seite.

An der Waldecke „Teerofen“ ergriff mich die Verzweiflung so stark, daß ich beschloß, mir durch Öffnen der Pulsadern das Leben zu nehmen. Meine Knechte ahnten wohl, was in mir vorging, denn sie bestürmten mich, bei ihnen zu bleiben. Doch ich wies sie ab und ging, mit einer Rasierklinge versehen, in den Wald hinein. Es war inzwischen dunkel geworden. Nach einer kleinen Blöße zum Hinlegen suchend, hörte ich plötzlich vor mir Stimmen im Wald. „Hier wirst Du gestört“, dachte ich mir und ging zum Wege zurück. Siehe da, meine Wagen standen noch dort. Als meine Leute mich erblickten, zogen sie mich zu einem der Kastenwagen, hoben mich hinauf und deckten mich warm zu. Ich ließ willenlos alles mit mir geschehen und nickte ein, wachte erst wieder auf, als uns auf dem Gut Zakrzew¹¹ die Russen anhielten. Hier raunten mir meine treuen Leute zu, sie würden mich jetzt mit „Jan Kowalski“ anreden, und ich sollte mich als einer der ihren ausgeben. Keine Schwierigkeit, da ich ja die polnische Sprache voll beherrschte. Ein Russe betastete mich, fand in meiner Westentasche meine wertvolle „Alpina“-Taschenwecker-Uhr an langer Silberkette. Ein Ruck – Uhr und Kette waren weg. (Dabei hatte der Russe mich aber nicht als „bösen Deutschen“, sondern als „guten Polen“ angesehen.) Man ließ uns weiterfahren. Nach Passieren unseres Nachbargutes Lutynia stieg ich vom Wagen – nun wieder etwas belebter – und ging durch den Wassermühlenhof der Familie Gumpert/Kempe querfeldein zu meinem Ziegeleihaus. Es war gegen Mitternacht. Im hellen Mondenschein sah ich vor dem Haus den Karton meines Fotoapparates mit der Aufschrift „Ica“ liegen. Da wußte ich, was mich des weiteren dort erwarten würde! In den 2 Wohnzimmern stolperte ich über herumliegende Rehgehörne und zerschlagenes Geschirr. Ich wandte mich mit Grausen; jedoch ließ der Gedanke, daß nun ohnehin alles aus und verloren war, mich allmählich diese Schreckensbilder mit Gleichmut hinnehmen.

¹⁰ Vermutlich Parczew, zwischen Jaraczewo und Jarotschin gelegen.

¹¹ Südöstlich von Jarotschin auf dem Weg nach Fabianów gelegen.

Weiter zum Gutshof – still und verödet lag er im Mondschein da. Alle Ackerwagen waren verschwunden, alle Stall- und Scheunentore aufgerissen, beide Pferdeställe leer, nur aus dem Kuhstall erscholl ab und zu das Brüllen einer Kuh. Ein kurzer Blick ins Gutshaus (von unseren Leuten „Schloß“ genannt), auch dort das gleiche Bild wie im Ziegeleihaus.

Um nach dem Verbleib meiner Eltern zu fragen, ging ich zu meinem polnischen Hofvogt P., der in einem kleinen eigenen Häuschen an der Dorfstraße wohnte. Auf mein Klopfen erschien er am Fenster. Nachdem er mich erkannt hatte, winkte er mich zur Haustür hin. Dort fiel er vor mir in die Knie und umfaßte meine Beine mit seinen Armen (alter polnischer Gruß), dann zog er mich schnell ins Haus und bewirtete mich gemeinsam mit seiner Frau mit Milchkaffee und Kuchen. Über das Schicksal meiner Eltern behauptete er nichts zu wissen. Mit einer heißen Wärmflasche versehen, ging ich dann in seine Scheune und kuschelte mich zum Schlafen ins Stroh.

Als ich aufwachte, war es schon heller Tag, kurz vor Mittag. Was tun? Ich entschloß mich, ins Ziegeleihaus zu gehen. Auf dem Wege dorthin quer übers Feld hörte ich plötzlich lautes Rufen hinter mir; mehrere Schüsse fielen, die Kugeln pfften an mir vorbei. Ich wandte mich um und ging zur Straße zurück, wo ich zwei russische Soldaten erblickte. Sie fragten mich in gebrochenem Polnisch nach dem „Woher“ und „Wohin“. Nachdem ich ihnen erklärt hatte, ich sei ein polnischer Gutsarbeiter, ließen sie mich gehen. Doch kaum war ich hundert Meter weit gekommen, da ging das Brüllen und Geschiesse zum zweiten Mal los. Wieder wandte ich mich zurück, doch diesmal war der Empfang durch die Russen sehr unfreundlich und ruppig. Dorfkinder hatten ihnen gesagt, daß ich der „junge Herr“ sei. Mit Knüffen und Puffen stießen sie mich in die Arbeiterwohnung der Familie P. Dort wurde ich bis aufs Hemd ausgezogen und leibesvisitiert; Tauring, Jagdmesser und Brille (Kurzsichtigkeit) wurden mir abgenommen. Dann nahm der ältere der beiden Russen seinen links am langen Lederband angebundenen „nagan“ (Trommelrevolver) aus dem Halfter und machte ihn feuerbereit. Als das die beiden im Zimmer anwesenden polnischen Frauen – Mutter und Tochter P. – sahen, fingen sie laut an zu jammern und zu weinen. Fluchend stand der Russe vom Stuhl auf, steckte den Revolver weg, ergriff die beiden Frauen am Kragen und stieß sie ins Nachbarzimmer; mir gab er die Anweisung, mich wieder anzuziehen. Sodann stießen die beiden Russen mich aus der Wohnung hinaus.

Draußen auf dem Korridor riß mir einer von ihnen meine braune Biberpelzmütze vom Kopf, gab sie dem kleinen Mrz.-Jungen und stülpte mir dessen nicht mehr sehr ansehnliche Schiebermütze auf (was sich später für mich als sehr vorteilhaft erweisen sollte!). Den hinzutretenden Brennerei-Maschinisten M. Kr. fragte ein Russe: „Hat Euch der Herr geschlagen?“ – „Nein“, antwortete Kr., „er hat mir nichts getan.“ Nun schob mich der Russe die Dorfstraße an den Leutelhäusern entlang, mir dabei seine „pepecha“ (Maschinenpistole) ins Genick drückend; der zweite fragte die herzueilenden polnischen Leute, ob ich sie schlecht behandelt hätte. „Nein, nein, nein“, hieß es immer wieder.

„Er hat ja manchmal furchtbar geschimpft, aber er hat keinem etwas Böses getan“. Am vordersten Haus neben dem Gasthof sagte Frau N.: „Nein, nein, er hat uns geschützt.“ – „Ach, ihr lügt ja alle“, rief der Russe, wobei er der Frau N. die flache Hand ins Gesicht drückte. (Keiner meiner Leute hatte verraten, daß ich zur Reiter-SS gehört hatte). Nun stieß man mich weiter die Straße nach Doberschütz¹² entlang. Ich fühlte ständig die Maschinenpistole im Nacken. Immer, wenn wir an einem der kleinen Panzerfaustgräben vorbeikamen, ging ich ganz ruhig heran in der Hoffnung, der Russe würde nun schießen. Ich wollte ihm den sicheren Schuß erleichtern, doch er schoß nicht. Nach etwa 800m Weges schaute ich noch einmal nach links zurück und warf einen letzten Blick auf den hinter uns liegenden Gutskomplex. Dieses Bild – der letzte Blick auf mein „zu Hause“ – ist mir seither ungetrübt in optischer Erinnerung verblieben. Der Russe brüllte mich an und gab mir einen Stoß mit der Pistole. So trottete ich nun zwangsgeführt auf der schneebedeckten Straße dahin, der schon tief stehenden Wintersonne entgegen. Ein Jagdflugzeug kam im Tiefflug auf uns zu, sauste rechts ganz nahe an uns vorbei. Deutlich erkannte ich das Eiserne Kreuz am Rumpf. Nun würde der Russe mich umlegen, hoffte ich, doch nichts geschah. Ein kleiner Bauernwagen, mit mehreren Getreidesäcken beladen, überholte uns. Die Russen hielten ihn an, befahlen mir aufzusteigen, setzten sich dazu, und so rollten wir schweigend gen Stadt Doberschütz. Der Bauer verhielt sich ganz still.

Am Stadtrand ließen die Russen anhalten, stiegen ab und befahlen mir, nach Hause zu gehen. Ich war so verdattert, daß ich zunächst sitzen blieb. Darauf der polnische Bauer: „Nun, wenn sie es Dir befahlen, dann geh' doch!“ Ich sprang vom Wagen, der Bauer fuhr an, die beiden Russen rannten in das nächste Haus; ich stand allein auf der Straße. Was nun? Mechanisch begann ich heimwärts zu gehen.

Da sehe ich einen Mann keuchend auf mich zulaufen – mein Gärtner! „Herr, Sie leben noch! Ach, ich fürchtete schon, Sie lägen erschossen hier irgendwo im Graben.“ Während wir langsam die Straße zurückschritten, kamen uns zwei junge Männer entgegen, die beiden „Tunichtgute“ aus meiner Arbeiterbelegschaft, die ich oft hatte zur Ordnung rufen müssen, Fr. N. und Fr. P. Sie trotteten grußlos weiter in Richtung Doberschütz. Wie ich später erfuhr, petzten sie dort den Russen, daß ich bei der Reiter-SS gewesen sei. Darauf kamen die Russen noch einmal nach Fabianów zurück und durchsuchten alle Wohnungen und Winkel – vergeblich! – nach mir. Mir hatte der Gärtner gleich geraten, nicht mehr nach Haus zu gehen, da die Russen mich dort töten oder verschleppen würden. Er nannte mir eine Adresse in Jarotschin. Dort wohne ein altes Ehepaar, seine Verwandten. Ich sollte unter falschem, polnischem Namen zu ihnen gehen und in seinem Auftrage um Unterkunft bitten. Er werde in ein oder zwei Tagen hinkommen und mir Wäsche etc. bringen. (So wurde die Hilfe

¹² Poln. Dobrzyca, 4 km westlich von Fabianów gelegen.

des Gärtners der zweite Faktor, der zu meiner Rettung beitrug). Der Gärtner schenkte mir noch sein Gärtnermesser (krumme Schneide), das ich noch bis heute als Talisman besitze.

Erstes Ziel: Überleben

Nachdem ich mich bei dem braven Gefolgsmann herzlich für seinen treuen Beistand bedankt hatte, pilgerte ich sodann – nun wieder mit einem Ziel vor Augen! – über Lutynia und Kotlin in Richtung Jarotschin. Dabei versank die gedankliche Verbindung mit „zu Hause“ völlig in meiner Empfindung. Es galt nun nur noch, irgendwie einen Weg zum Überleben – wo und wie auch immer – zu finden, ohne in die Hände der Russen zu fallen. Meine gute Kenntnis der polnischen Sprache gab mir dabei einige Selbstsicherheit.

Mit dem Erwachen neuen Lebensmutes meldete sich auch der Magen zu seinem Recht. Ich hatte doch an diesem 26.1.45 bis zum späten Nachmittag noch nichts gegessen. So klopfte ich bescheiden bei einer Bauernkate an und bat um ein Stück Brot, das mir bereitwillig mit einer Tasse Milch gereicht wurde. Bei sinkender Dunkelheit kam ich noch bis Gut Hartfeld.¹³ Einen kleinen Jungen, der dort mit einem gefüllten Eimer aus einem Stall kam, bat ich um etwas Milch, doch er rannte wortlos mit seinem Eimer davon. Diese Abweisung bestürzte mich so sehr, daß mir der Mut verging, noch irgendwo anzuklopfen.

Von früheren Besuchen bei dem (ehemals baltischen) Gutsherrn Frhrn. v. Stackelberg kannte ich den Hof sehr gut. So kroch ich über eine Leiter auf den Heuboden über dem Kuhstall und grub mich dort tief ins Heu ein. Das war leichter gesagt als getan, denn das Heu war von dünnem Schnee bedeckt und oben fest gefroren, des weiteren kalt und feucht – es herrschten 12 Grad Frost. Da ich nur Gummistiefel und Fußlappen hatte – die Strümpfe darunter waren bei den Russen geblieben –, war es bannig kalt. Ich saß in der Hocke, drückte die Zehen in die Kniekehlen des anderen Beines und rieb und rieb Hände und Füße. Schließlich übermannte mich doch die Müdigkeit und schenkte mir einige Stunden Schlaf. Beim ersten Morgengrauen machte ich mich auf den weiteren Weg gen Jarotschin. Weiter hinten sah ich noch einen Mann aus dem Heu krabbeln, doch ich tat, als bemerkte ich ihn nicht, und suchte das Weite, anfangs etwas mühselig, denn die Beine waren mir von der langen, ungewohnten Hockstellung ganz steif geworden. Die Chaussee entlang achtete ich immer darauf, ob ich wohl die Wagen meiner Eltern irgendwo erblicken würde – vergeblich. Plötzlich bekam ich einen gewaltigen Stoß in den Rücken und flog über einen Steinhaufen in den schneegefüllten Straßengraben. Ein russischer Lastkraftwagen war auf der schneeeglatten Straße ins Schleudern gekommen und hatte mich umgehauen. Zum Glück wurde ich da-

¹³ Vermutlich das poln. Twardów.

bei nicht verletzt. Ein paar russische Soldaten sprangen herzu, zogen mich aus dem Schnee und entschuldigten sich. Wenn sie geahnt hätten . . .!

Ich kam nach Jarotschin hinein, fragte mich polnisch nach der Adresse durch und klopfte bei den alten Leutchen an, die mich unbekümmert und herzlich aufnahmen. Schon nach kurzem Gespräch, bei dem ich schilderte, ich sei ein polnischer Arbeiter und wolle weiter gen Westen, gab mir der alte Mann seine Brotkarten und Geld und bat mich, etwas Brot zu holen. Ich staunte im stillen über das Vertrauen der beiden Alten und zog los, einen Bäckerladen zu suchen.

Kaum um die erste Ecke gebogen, begegnete mir auf der Straße ein Trupp von ca. 40 Männern, bewacht von einigen mit Maschinenpistolen bewehrten Soldaten der schon aufgestellten polnischen Miliz. Als ich mich an ihnen vorbeidrücken wollte, hielt mich einer der Bewacher an und befahl: „Ausweise!“ Ich erklärte ihm, ich sei polnischer Arbeiter, die Deutschen hätten mir meine Ausweise weggenommen, ich hätte z. Z. nur die Brotkarten meiner „guten Bekannten“. Diese ließ er nicht gelten und stieß mich in den inzwischen stehengebliebenen Gefangenentrupp hinein. „Das ist das Ende“, dachte ich. In meiner Verzweiflung fluchte ich laut auf polnisch und schwenkte meine Brotkarten. Ein Mann aus dem Trupp stieß mich an und raunte mir polnisch zu: „Mensch, halt die Schnauze, sonst legen die Dich gleich um!“ Doch ich gab nicht nach und schimpfte lauthals weiter. Da kamen zwei junge Männer auf dem Bürgersteig daher, blieben stehen, horchten und fragten mich nach dem Namen auf den Brotkarten. Als ich ihnen die Karten zeigte, zog der eine Mann schweigend seinen polnischen Personalausweis heraus, ging zu dem Bewacher und sagte: „Lassen Sie den Mann heraus, der ist in Ordnung. Ich kenne die Leute“. Darauf winkte mir der Bewacher: „Komm wieder raus!“ Betont selbstsicher trat ich vor, bedankte mich bei dem jungen Mann, wechselte noch ein paar schelmische Worte mit den Wachmännern und zog dann „geruhsam“ davon, um mein Brot zu suchen. (Das war der bis dahin verzweifeltste Augenblick meines Lebens gewesen und der dritte – völlig unerwartete – Faktor zu meiner Rettung.) Ein Schreckensgedanke durchzuckte mich dabei, der mich auch heute noch bewegt: Wie wäre es mir ergangen, wenn ich diesem Gefangenentrupp mit den bewaffneten polnischen Milizsoldaten schon vorher begegnet wäre, als ich in die Stadt hereinkam, nach dem Wohnort der alten Leute suchte und noch nicht die Brotkarten als Rettungsanker in der Hand hatte. Torturen und mein baldiges Ende wären mir sicher gewesen.¹⁴

Um die nächste Ecke gekommen, wurde mein Schritt schon etwas flinker, denn ich wollte doch möglichst schnell von der Straße weg! Aber was half es – Brot mußte ich doch bringen, sonst wären meine alten „Gastgeber“ mißtrauisch geworden. Kaum hundert Schritte weiter – mir wurden die Knie weich – kam mir mein „Hofmaurer“ G. entgegen. Der kleine Mann blinzelte mich

¹⁴ Zu dem Schicksal der deutschen Bevölkerung auf polnischem Staatsgebiet unmittelbar nach der Befreiung der polnischen Gebiete siehe u. v. a. die einleitenden Bemerkungen in: Dokumentation, Bd. I/1, S. 123–135.

von der Seite an und ging wortlos vorbei. Mein Gedanke war: „Junge, Junge, wenn der jetzt den polnischen Milizen Bescheid sagt!“ Dennoch – Brot mußte her! Schließlich fand ich einen Laden, kaufte das Brot und gelangte unbeheligt wieder zu den alten Leutchen zurück. Das war der Sonnabend.

In rührender Fürsorge stellten mir die Alten eines ihrer Betten zur Verfügung, schiefen gemeinsam in dem zweiten Bett und beköstigten mich in ihrem kleinen Einzelzimmerchen, als ob ich ihr Angehöriger wäre. Der Sonntag ging vorüber, ich traute mich nicht mehr aus dem Zimmer heraus.

Der Montag kam – der Gärtner kam nicht! Ich empfand, daß ich nicht länger bei den lieben Alten bleiben dürfte, und beschloß, unseren ehemaligen polnischen Dorflehrer B. in Kotlin aufzusuchen, der dort in einem Häuschen außerhalb des Ortes wohnte. Ihm hatte ich – aus Tradition nach meinem Vater – immer noch einen Morgen Land für Kartoffelanbau zur Verfügung gestellt. Recht angstvoll vor einer erneuten Ausweiskontrolle marschierte ich eilig nach Kotlin. Als B. mich vor seinem Haus erkannte, wurde er kreidebleich und steckte mich sofort unters Bett. (Auf Beherbergung von Deutschen stand Todesstrafe!) Nach Dunkelwerden, nachdem er Türen und Fenster abgedichtet hatte, holte er mich unter dem Bett hervor. Nachdem ich ihm und seiner Frau meinen Werdegang geschildert hatte, waren seine ersten Worte: „Herr K., wie bin ich glücklich, daß ich noch meine Familie habe und frei bin!“ Ich schlief seitlich mit im Familienbett und fühlte mich glücklich, erst einmal geborgen zu sein. Am nächsten Morgen berieten wir, was weiter werden sollte. Es war klar, daß ich dort auch nur wenige Tage bleiben konnte. Mein Gott, wie war alles so hoffnungslos! Plötzlich fragte Herr B.: „Herr K., wollen Sie mit falschen, polnischen Ausweisen weiterleben? Ich besorge Ihnen welche!“¹⁵

. . . als Pole ohne Familie

Er ging fort, kam erst nach mehreren Stunden zurück und berichtete sehr froh gestimmt: „Ihr Schlosser W. wird Ihnen alles besorgen und kommt her.“ Tatsächlich: Am nächsten Tag, dem 31.1.45, erschien mein Schlosser W., seit Jahren der tüchtigste und wertvollste Mann meines Betriebes. Er fiel mir gerührt um den Hals und legte mir den deutschsprachigen Personalausweis (ohne Bild, nur mit Fingerabdruck) eines Mannes vor, der – wie mir W. nun berichtete – 10 Monate in W.'s Zimmer in der Fabianower Brennerei versteckt gelebt hatte und heimlich von der Gutsküche mitverpflegt worden war. Ich war sprachlos! Besagter Mann war polnischer Angestellter im Kotliner Ortsamt gewesen, hatte dort die Lebensmittelkarten verwaltet. Im März 44 war er verschwunden, weil ihn die Gestapo verhaften wollte.

¹⁵ „Mitunter wurde das Los einzelner Deutscher ein wenig erleichtert, weil manches freundschaftliche Verhältnis zu polnischen Familien Schutz vor Nachstellungen russischer Soldaten, vor Plünderungen und Gewalttaten gewährte . . . (ebenda, S. 125 E).

Auf dem Ausweis waren Geburtsdatum (1 1/4 Jahr jünger als ich), Geburtsort (Westfalen), Größe (10 cm kleiner als ich), Nationalität (poln.), Militärang (Unteroffizier – paßte für mich) angegeben. Ich prägte mir die Daten genau ein; das vorsichtige Ändern der 10er-Zahl bei der Größenangabe (Maschinenschrift) dauerte mehrere Stunden! Die Daktylen des Fingerabdruckes machte ich mit dem Radiergummi ziemlich unkenntlich. Nun mußte es gehen!

Am nächsten Morgen, dem 1.2., kam W. – mit rotweißer Armbinde der polnischen Miliz versehen –, brachte mir etwas Wäsche und ein Foto von mir als polnischem Unteroffizier der 15. Ulanen, das er heimlich unter allem Schutt im Zimmer meiner Mutter gesucht hatte. (Das Bild sollte mir später noch viel helfen). Auch schenkte er mir noch 500 RM. Dann pilgerten wir gemeinsam auf Feldwegen, um nicht im Bereich des Ortsamtes Kotlin kontrolliert zu werden, gen Westen.

Über das Schicksal meiner Eltern und von Frau Kirschstein konnte ich damals nichts in Erfahrung bringen. Meine Betreuer versicherten immer wieder, sie wußten nichts. Später wurde mir klar, daß sie wohl über das traurige Ende dieser drei Menschen unterrichtet waren, daß sie mir aber diese schmerzliche Nachricht hatten ersparen wollen.

Erst im Februar 1959, als ich bei der Waffenfirma Jung in Stuttgart tätig war, erfuhr ich von Herrn Pusch, unserem früheren Pleschener Ofensetzer, den ich zufällig in Stuttgart traf, die Einzelheiten über das schreckliche Geschehen. Herr Pusch war beim Fronteinbruch 1945 in Pleschen verblieben, von den Polen interniert und jahrelang zu Zwangsarbeiten auf den umliegenden Gütern eingesetzt worden. Dabei hatte er gesprächsweise Kenntnis über das Schicksal meiner Eltern und Frau Kirschsteins erhalten. Herr P. war dann nach langen Jahren endlich von den Polen freigelassen worden und nach Westdeutschland übersiedelt. Er berichtete: Im Dorf Wilcza,¹⁶ Kr. Jarotschin, wurden die Wagen meiner Eltern von russischen Soldaten angehalten. Die Russen wollten den beiden Frauen Gewalt antun. Beim Versuch, die Frauen zu beschützen, wurde mein Vater erschossen. Danach schnitt sich meine Mutter die Pulsadern auf, wurde jedoch zusammen mit Frau Kirschstein dabei auch erschossen. Über ihre Grabstätten ist nichts bekannt.

Mein Ziel war es, nachdem ich durch die falschen Ausweise nun wieder die Möglichkeit gefunden hatte, mich frei zu bewegen, den Verbleib meiner kleinen Familie (Frau und zwei Söhne), die am 10.1.45 nach Weitwiesen gereist war, zu erkunden. Öffentliche Verkehrsmittel gab es nicht; so mußte das per pedes erfolgen (ca. 140 km). Mein treuer Schlosser W. begleitete mich 17 km bis Gut Zakrzew, wo wir kurzen, aber bewegten Abschied – für immer – nahmen. Schon bald dahinter wurde ich von einer Personenkontrolle angehalten. Man nahm mir den Ausweis ab und ließ mich die dort verzeichneten Angaben auswendig hersagen. Ich hatte alles gut im Gedächtnis und durfte – unverdächtig – passieren.

¹⁶ Ca. 4 km von Fabianów entfernt.

Kurz danach auf einer Waldstraße piffen mir plötzlich Geschosßkugeln entgegen. Schnell sprang ich in den Graben. Was war der Grund? Russische Soldaten schossen aus weiter Entfernung auf Fasanen, die vor mir über die Straße liefen. Daß da ein Mensch in ihrer Schußrichtung ging, störte die Russen nicht. In gesicherter Deckung des Waldrandes schob ich mich weiter voran; ich mußte ja danach trachten, noch vor Dunkelheit ein Dorf zu erreichen, um ein Unterkommen erbitten zu können.

So kam ich bis Gut Rusko.¹⁷ Dort lagen auf den Feldern verstreut gefallene deutsche Soldaten umher. Die polnischen Ortseinwohner saßen verängstigt in ihren Häusern. In einem Arbeiterhaus gab man mir zu essen. Ich schlief die Nacht auf dem Steinfußboden im Flur, nur in den weiten, dicken Automantel meines Vaters, den ich seit Beginn des Trecks trug, eingerollt. Am nächsten Morgen war mein Körper so steif, daß ich mich anfangs kaum bewegen konnte; doch es mußte ja weitergehen. Ein erhebliches Stück Weges von einem russischen Lastauto mitgenommen, kam ich am zweiten Tag meiner Wanderung bis in ein Dorf vor der Stadt Kosten.¹⁸ Um und in der Stadt sah es grauenerregend aus. Berge von Leichen deutscher Soldaten lagen am Wege, z. T. bis 2 m hoch aufgeschichtet. Hunde hatten sich an die Leichen herangemacht. Die Eingeweide der Toten lagen weit auseinandergezerrt umher. Russische Gefallene sah man nicht, die hatten die Russen gleich weggeschafft.

Am Abend fand ich in dem Dorf eine relativ gute Aufnahme, doch mußte ich wieder auf der Erde schlafen. Als ich am nächsten Morgen in einen Spiegel schaute, erschrak ich. Waschen, Rasieren, Kämmen waren ja seit Marschbeginn nicht mehr möglich gewesen. Ich wirkte wie ein Stromer, doch andere Menschen, denen ich begegnete, sahen auch nicht besser aus. So fiel ich als Wandersmann gar nicht auf. Arg wurde allmählich der Zustand meiner Füße. Meine wadenlangen Gummistiefel hatten seitliche Löcher bekommen, durch die Schnee und Wasser eindringen. Strümpfe hatte ich nicht, nur Barchent-Fußlappen, die schon stark verschlissen waren. So stellten sich Frostbeulen und aufgeschauerte Stellen ein. Was half's, es mußte weitergehen. Am dritten Abend kam ich bis Rakwitz.¹⁹ Auch dort fand ich freundliche Aufnahme. Die polnischen Menschen waren verständnisvoll und hilfsbereit. Schließlich, am Nachmittag des vierten Marschtages (4. Febr.), langte ich bei dem polnischen Revierförster Ch., dem Forstverwalter meiner Schwiegereltern, an. Auch er wurde kreidebleich, als er mich erkannte, und steckte mich gleich in seinem Schlafzimmer, das sich im ersten Stock des einzeln weit im Walde liegenden Forsthauses befand, unters Bett.

Auch hier hatte ich wieder Glück gehabt, indem nämlich die beiden kleinen Töchter des Försterehepaares gerade nicht im Hause waren und somit mein

¹⁷ Ca. 14 km westlich von Zakrzew gelegen.

¹⁸ Poln. Kościan, ca. 46 km südwestlich von Posen zwischen Jarotschin und Wollstein gelegen.

¹⁹ Poln. Rakoniewice, ca. 9 km östlich von Wollstein.

Kommen nicht bemerkt hatten. Vor ihnen mußten die Förstersleute mich verbergen, denn die Kinder hätten sonst bestimmt im Dorf darüber geplappert – und auf Beherbergung eines Deutschen stand bekanntlich Todesstrafe. Ich blieb dort, im Zimmer versteckt und seitlich mit im Doppelbett schlafend, bis zum 7. Februar. Ich erfuhr, daß meine Frau Gisela am 20. Januar mit unseren beiden kleinen Söhnen, ihrer Mutter und dem Inhaber einer Wollsteiner Zigarrenfabrik, Herrn P., mit dem Auto meines Schwiegervaters in Richtung Bremen abgefahren waren. Über ihren weiteren Verbleib war natürlich nichts bekannt. Mit dem Försterehepaar beriet ich nun, wie ich mich weiter durchschlagen sollte. An ein längeres heimliches Verweilen im Försterhaus war nicht zu denken. Das wollte ich den mich rührend betreuenden Menschen auch gar nicht zumuten. Es ergab sich nur eine brauchbare Möglichkeit, nämlich daß ich, getarnt durch meinen polnischen falschen Ausweis, eine größere Stadt aufsuchte und mich dort um eine Bürotätigkeit bewarb. Alles Weitere mußte sich dann finden.

Erste Anstellung in unsicheren Verhältnissen

An ein Weiterpilgern in westlicher Richtung, um deutsch verwaltetes Gebiet zu erreichen, war nicht zu denken. Ein Durchschlüpfen durch die russische Front, ohne aufgegriffen und – bestenfalls – gefangengesetzt zu werden, war unmöglich. Tröstlich war für mich die Bemerkung der Förstersfrau, ich solle mir hinsichtlich meines falschen Ausweises keine so großen Sorgen machen. Wenn ich es nur verstünde, mich natürlich und unbekümmert zu geben, würde ich damit schon durchkommen; die Polen nähmen das nicht so genau. Diese Ermunterung hat mir später in „brenzlichen“ Situationen – und deren gab es viele – immer leise im Ohr geklungen und mir dazu verholfen, unerkannt „über die Runden“ zu kommen. Um mich etwas auszustaffieren, schlich sich der Förster heimlich ins Gutshaus und brachte mir etwas Wäsche und 1 Paar guter Lederstiefel meines Schwiegervaters mit, die mir genau paßten.

So schnürte ich mir nun mit einem Karton ein Ränzel, das ich, an einen kurzen Stock gebunden, über der Schulter tragen konnte, und begab mich am Morgen des 7. Februar auf die Wanderung ins Ungewisse, nachdem ich mich herzlich von den lieben Betreuern – auf Nimmerwiedersehen – verabschiedet hatte. (Vorsorglich waren vorher die Kinder aus dem Haus geschickt worden.) Heimatlos und ungebunden wie ein Vogel in der Luft zog ich langsam und ziemlich planlos auf der Straße dahin, bedrückt von der Sorge, was die Zukunft bringen würde und wie es wohl meinen Angehörigen ergehe. Hatte ich auf dem Marsch nach Gut Weitwiesen bei Wollstein noch ein Ziel vor mir gehabt, das es zu erreichen galt, so lag jetzt ein stummes „Nichts“ vor mir. Dumpfe Hoffnungslosigkeit ergriff mich, der Gedanke, „Schluß“ zu machen, wurde immer überzeugender. Familie, Heimatscholle, alles, was mir lieb und wert gewesen war, war verloren. Sicherlich waren meine Eltern umgekommen. Auch die Sorge, ob ich überhaupt mit meinem falschen Ausweis durchkommen würde,

drückte mich sehr. Absolut überzeugend war seine „Echtheit“ nicht, und wer sich die Mühe machte, die Daktylen des Fingerabdrucks auf dem Ausweis mit meinem entsprechenden Finger zu vergleichen, konnte unschwer feststellen, daß da Unterschiede waren. Auch wurden die polnischen Verwaltungsstellen von Russen kontrolliert, und die waren weitaus genauer und mißtrauischer als die Polen. Ein Entlarvtwerden aber war unweigerlich das Ende!

Ich stand an einer einsamen Gutsfeldscheune und sah wieder die Sonne blutrot untergehen. Doch dabei kamen mir die Worte meines Vaters in den Sinn, und ich dachte an Ehefrau und Söhne, die – so hoffte ich – noch heil in den rettenden Westen gekommen sein konnten. Da raffte ich mich auf. Nein, um ihr retwillen wollte ich weiterleben und versuchen, mich durchzuschlagen. Vielleicht, wenn der Krieg zu Ende gegangen sei, würde ein gütiges Schicksal uns wieder zusammenführen. Ich war ja noch gesund und arbeitsfähig. Nein, fort von allen trüben Gedanken!

So raffte ich mich denn wieder auf und bat nach noch längerer Strecke Weges im nächsten Dorf an einem Bauernhaus um Aufnahme, die freundlich gewährt wurde, sah ich doch nun auch wieder zivilisierter aus.

Der polnische Bauer riet mir, in die ca. 10 km entfernte Stadt Grätz²⁰ zu gehen. Dort gebe es zwei Stadtkommandanten, einen russischen und einen polnischen. Der Pole sei ein ehemaliger Offizier der 17. Ulanen. Bei ihm sollte ich mich melden und um Einstellung als Büroangestellter bitten. Das klang mir sehr verlockend, war ich doch – ehemaliger 15. Ulanen-Unteroffizier in Posen – 1938 zu einer Übung nach Lissa²¹ eingezogen worden.

So machte ich mich am nächsten Morgen auf den Weg nach Grätz. Dort fragte ich mich gleich nach dem polnischen Stadtkommandanten durch und durfte ihn sprechen. Ich baute mich „zackig“ vor ihm auf, berichtete, daß ich auch in Lissa 1938 Rekruten ausgebildet hätte (was wirklich stimmte) und bat um eine Anstellung als Büroangestellter. Er klopfte mir auf die Schulter. „Gut, mein Lieber! Aber erst besorgen Sie sich ein Quartier und melden sich im Einwohnermeldeamt an. Mit der Bescheinigung kommen Sie noch einmal her. Dann können Sie morgen früh hier Ihren Dienst antreten.“ Zackige Kehrtwendung. Ich ging ermuntert in die Stadt, um ein Quartier zu suchen. Geld (500 RM von meinem Schlosser) hatte ich ja.

Vor einer Haustür stand ein freundlich blickendes junges Mädchen. Ich trat heran und fragte höflich nach einer Quartiermöglichkeit. „Warten Sie ein wenig“, sagte die Maid und ging die Treppe zum ersten Stock hoch. Nach wenigen Augenblicken erschien oben am Fenster der Kopf eines älteren Mannes. Sein Blick musterte mich scharf, dann verschwand er wieder. Ein wenig später kam das Fräulein herunter und forderte mich auf einzutreten. Nachdem ich mich oben vorgestellt hatte, schrieb mir der Vater einen Zettel aus, darin er bescheinigte, daß ich bei ihm Logis hätte.

²⁰ Poln. Grodzisk Wielkopolski, an der Trasse Wollstein-Posen gelegen.

²¹ Poln. Leszno.

Mit diesem Zettel ging ich nun klopfenden Herzens zum Meldeamt. Würde man meinen Ausweis streng prüfen? Doch nein, es ging alles glatt und reibungslos ab. Man nahm meine Anmeldung an, füllte einen mit Schreibmaschine geschriebenen neuen Ausweis mit den von mir angegebenen (falschen) Personalien aus, wobei ich den angeordneten Fingerabdruck des rechten Zeigefingers recht deutlich auf das Papier drückte (Lichtbilder gab es ja nicht).

Nun hatte ich also wenigstens einen Ausweis, der auch bei genauer Kontrolle als „richtig“ erkannt werden mußte. Eine große Erleichterung für mich!

Ich meldete mich beim polnischen Stadtkommandanten zurück und bekam die Zusicherung, daß ich am nächsten Morgen im dortigen Büro antreten könne. Dann quartierte ich mich wie ein Familienmitglied bei meinem neuen „Gastgeber“ ein. Rasiert, sauber gekämmt, mit Oberhemd, Krawatte und den Lederstiefeln meines Schwiegervaters recht manierlich ausgestattet, trat ich am nächsten Morgen meinen neuen Dienst an, der in normaler Bürotätigkeit für das dortige Amt bestand.

Schneller, als ich es mir hätte erträumen können, durfte ich nun wieder ein friedliches, berufsgebundenes Alltagsleben führen. Aber die schwere Sorge, gelegentlich doch schärfer überprüft zu werden, wie es täglich an anderen Menschen geschah, schwelte weiter in meinem Innern.

Nach zwei Tagen wurde mir bei einer älteren alleinstehenden Frau ein Einzelzimmer sehr preiswert zur Miete angeboten, das ich nun bezog. Schwierig wurde für mich jedoch die nunmehr erforderliche Selbstverpflegung. Am Abend nach Dienstschluß und am Sonntag stromerte ich in der Gegend umher und besorgte mir bei polnischen Bauern einige Lebensmittel. Auch fand ich in den vielen verlassenen Häusern manchen brauchbaren Gegenstand für meinen kleinen Hausstand. Zu kaufen gab es außer kärglichen Rationen Brot kaum etwas. Nach Verlauf einer Woche wurden plötzlich alle arbeitsfähigen, beruflich nicht dringlich gebundenen Menschen von der russischen Verwaltung zum Ausheben von Schützengräben zusammengetrommelt. Auch ich mußte mit antreten. Nachdem ich mich durch Vorauszahlung bei meiner Vermieterin des weiteren Mietverhältnisses vergewissert hatte, hinterließ ich dort meine inzwischen angesammelte kleine Habe und marschierte mit der mehrere hundert Personen zählenden Horde, nur mit einem Blechnapf ausgerüstet, gen Westen. Am Abend des ersten Marschtages wurde uns von den russischen Begleitposten etwas Proviant ausgegeben, dann suchte sich jeder in einem großen Dorf ein Nachtlager bei dortigen polnischen Einwohnern oder auch trotz Schnee und Kälte in verlassenen Häusern. Am nächsten Tag das gleiche Bild. Am Abend langten wir am Bestimmungsort an, in der Nähe der Stadt Tirschtiel.²²

²² Poln. Trzciel, bei Meseritz/Międzyrzecz, Wojewodschaft Grünberg/Zielona Góra (in den Wojewodschaftsgrenzen nach 1945), in der Neumark unmittelbar an der deutsch-polnischen Grenze vor 1939 gelegen.

Der darauffolgende Morgen sah uns in langer Reihe, Männer und Frauen, zur Schaufelarbeit antreten. Die Russen zählten ab und teilten uns zu Rotten ein, kamen aber mit ihrer Zählerei nie richtig zurecht. Pro Person gab's einen Spaten, dann ging's hinaus aufs Feld, wo auf einer vorgezeichneten Zickzacklinie jeder der Reihe nach pro Tag einen Graben von 4m Länge, 1,50m Tiefe und 60 cm Breite ausheben mußte. Da der Boden oben fest gefroren war, mußte er aufgehackt werden. Das Ganze war eine harte Arbeit. Ehe die Rotte ihr Teilstück nicht fertig ausgehoben hatte, durfte keiner abtreten. So half man sich gegenseitig aus, wodurch vor allem die Frauen etwas entlastet wurden.

Zwei Wochen wurden wir so zur Grabarbeit festgehalten, schoben uns in nord-südlicher Richtung durch das Gelände und bezogen alle zwei Tage neue Unterkünfte. Die Dörfer waren fast völlig verlassen, nur wenige deutsche einfache Häuslerfamilien waren zurückgeblieben und hockten verängstigt in ihren Heimen. Die Russen benahmen sich ihnen gegenüber rücksichtslos und rüpelhaft. Ich habe aber nicht beobachtet, daß die Polen, zu deren großer Schar ich gehörte, sich den Deutschen gegenüber böse oder feindlich benommen hätten. Im Gegenteil: Immer wieder habe ich die Äußerung gehört: „Wir Polen wollen uns christlich benehmen und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten für das, was die Deutschen uns angetan haben.“

In dieser Zeit wurde mir ein seltsames Ansinnen gestellt: Da die Russen auch den polnischen Frauen sehr nachstellten, wurde ich von einer Gruppe polnischer Männer gebeten, mich einer jüngeren, nett aussehenden, alleinstehenden Frau anzunehmen und mich den Russen gegenüber als ihr Ehemann auszugeben. In solchen Fällen ließen die Russen die betreffenden Frauen unbehelligt. Ich bin dem Wunsch nachgekommen und habe mich tagsüber der netten Frau zwecks Beschirmung zugesellt, doch zur Nacht, wenn in den bewohnbaren Unterkünften eine drangvolle, stickige Fülle herrschte, suchte ich mir lieber in einem abgelegenen Haus ein ruhiges Nachtlager, auch wenn dort Scheiben und Türen fehlten – wir hatten nachts oft bis minus 12 Grad Celsius. Ich tat das vor allem aus Sorge, daß ich in einem Sammelquartier nachts im Schlaf deutsch sprechen könnte und man mir dadurch auf die Schliche käme.

Bettzeug lag in den verlassenen Häusern noch genügend herum. Es war zwar kalt, aber wenn man sich in voller Kleidung schlafen legte, konnte man schließlich doch darunter warm bleiben und einschlafen. Erkältet habe ich mich nicht dabei. Nach einigen Tagen hatte ich das Glück, einer Gruppe zugeordnet zu werden, die das Auszeichnen der Zickzack-Front zur Aufgabe hatte. Das war leichter als das Graben, wiesen doch meine Hände schon Schwielen auf.

Wenn nach Erfüllung des täglichen Solls noch etwas Tageslicht herrschte, ging ich in den verlassenen Gehöften auf die Suche nach brauchbarem Gerät. So fand ich einen kleinen, guten Handwagen, mehrere Fahrräder, Wäsche, den „Kulturbeutel“ eines deutschen Soldaten mit Rasierzeug, Kamm und Bürste etc. (was alles ich als Requisit bis heute aufbewahrt habe) und allerlei weitere nützliche Kleinigkeiten. Als ich mich einmal bückte, um ein Fahrrad aus einem Gestrüpp hervorzuziehen, starrte ich plötzlich ganz nah in das fahle,

mir zugewandte Totenantlitz eines gefallenen deutschen Soldaten. Ein schauriger Anblick! – Von der westlich in weiter Ferne vor uns verlaufenden Front sah und hörte man nichts.

Nach zwei Arbeitswochen (ohne Sonntagsruhe) wurden wir aus unserer Fron entlassen und durften uns nach Hause trollen. Ich hatte mir zwei brauchbare Fahrräder zusammengebastelt, brauchte also eigentlich nicht mehr zu Fuß zu laufen, doch ich traute den Russen nicht. Dort im Fronthinterland hätten sie ein brauchbares Fahrrad bald annektiert. So packte ich Räder und Rahmen einzeln auf meinen mit allerlei wertvollen Fundsachen schon reichlich beladenen Handwagen, schnürte alles gut fest und zog per pedes „heim“ in Richtung meines neu erkorenen Wohnsitzes. Als dann nach zwei Wegstunden die Luft schon ziemlich „russenrein“ schien, schraubte ich das eine Fahrrad zusammen, band den Handwagen hinten an, und nun ging's per Rad dreimal so schnell weiter.

Auf dem Wege durch die Stadt Bentschen²³ las ich dort einen Aufruf an alle polnischen Männer im wehrpflichtigen Alter, sich zur Stammrolle zu melden. Diesem Aufruf zu folgen, hielt ich zur Festigung meiner Position unter dem falschen Namen für ratsam. So füllte ich dort ein entsprechendes Formular unter falscher Namensangabe mit den tatsächlichen Daten meiner polnischen Militärzeit aus, bekam eine Bestätigung und hatte nun ein zweites Dokument für meinen neuen Namen zur Hand.

Reichlich ermüdet – der Handwagen hintendran war doch eine erhebliche Erschwernis beim Radfahren, es lag auch Schnee auf den Straßen – kam ich endlich am späten Abend „zu Hause“ in Grätz an.

Der nächste Morgen brachte mir eine bittere Neuigkeit. Infolge meiner Vakanz war mein Posten in der Stadtkommandatur anderweitig besetzt worden. Es gab ja in diesem Übergangsstadium noch keine festen Arbeitskontrakte. So mußte ich mich nach einer anderen Anstellung umtun. Ich war nun wieder schwer bedrückt, vor allem wegen der Sorge, daß man mich hinsichtlich meines Vorlebens strenger überprüfen könnte. Es wurde mir geraten, mich um eine Anstellung bei der Bahn oder um einen Posten als Gefängniswärter zu bewerben. So zog ich mich in meine Klausur zurück und verfaßte bei langem Sinnieren einen polnischen Lebenslauf, der möglichst allgemeingültig und unverfänglich lauten mußte, damit man mich bei gezielten Rückfragen nicht gleich auf bestimmte Einzelheiten „festnageln“ konnte. Ich gab mittlere Schulbildung in Posen, Militärzeit wie gehabt, Verkäufer in einer Posener Drogerie (die ich kannte) und schließlich Landarbeit bei einem deutschen Bauern in der Mark Brandenburg an. Vater: Eisenbahner in Posen, Geburtsdaten gemäß den Angaben in meinem gefälschten Ausweis, die mich 1 1/4 Jahre jünger machten. Alle diese Einzelpositionen mußte ich nun genau im Gedächtnis be-

²³ Poln. Zbąszyn, ca. 17 km südlich von Tirschtiegel; zwischen Bentschen und dem 6 km westlich gelegenen Neu-Bentschen (Zbąszynek) verlief zwischen 1919 und 1939 die Reichsgrenze.

halten, um bei Nachfragen prompt und mit gespielter Selbstsicherheit antworten zu können.

Fein säuberlich in Schönschrift auf je einem großen Briefbogen geschrieben, reichte ich meinen Lebenslauf nebst Anstellungsbewerbung bei den beiden o. a. Dienststellen, die sich gerade im Aufbau befanden, ein und harnte nun einige Tage ziemlich beklommen der Dinge, die da kommen sollten. Doch sie kamen nicht!

So faßte ich mir nach Verlauf einer Woche ein Herz und wurde noch einmal bei dem polnischen Stadtkommandanten vorstellig, der mich anfangs eingestellt hatte. Siehe da, er war sehr zugänglich und ließ mich gleich am folgenden Tag wieder zum Dienst antreten. (Anscheinend hatte mein dortiger Nachfolger sich nicht sonderlich bewährt.) Ich war froh und zog meine beiden anderweitigen Bewerbungen flugs wieder zurück.

Alles ging nun schön friedlich seinen Gang, doch mit der Verpflegung stand es kläglich, und ich lebte ständig in der Furcht, durch irgendeinen dummen Zufall entlarvt zu werden oder vielleicht zufällig auf einen Menschen zu stoßen, der mich von früher her kannte. Weit weg zu kommen von der Heimatgegend war meiner Weisheit letzter Schluß. Doch das wollte gut „eingefädelt“ sein.

Zunächst einmal hieß es ausharren und brav seinen Dienst tun. Nach zwei Wochen wurde ein neues Arbeitsamt eingerichtet und – siehe da! – ich wurde zum Leiter des Arbeitsamtes ernannt. Nun war ich schon „wer“, aber die Sorge um meine Identität blieb.

Anfang April bekam ich plötzlich einen Einberufungsbefehl zum polnischen Militär nach Samter.²⁴ Ein neuer Schrecken! Wenn ich dort einen Bekannten von früher traf! Doch was half's?! Ich fuhr hin.

Während wir daselbst in langer Reihe vor der Kommandostelle angetreten stehen, kommt ein „Schreibstubenhengst“ mit einem Zettel zum Aufsicht führenden Offizier. Mein neuer Name wird aufgerufen. Ein Schreck erfaßt mich! „Melden Sie sich in der Schreibstube!“ Das klang weniger verdächtig. Dort eingetreten, wendete sich der Schreiberling mir zu: „Herr Unteroffizier, Sie haben Glück! Die Stadt Grätz hat einen UK-Antrag für Sie eingereicht. Sie können wieder heimfahren.“ Ein Stein fiel mir vom Herzen. Auf meinem Amtssitz fühlte ich mich doch sicherer als beim Militär.

Da erst am nächsten Tag ein Zug „nach Hause“ ging, machte ich noch einen Spaziergang in die Gegend und fragte dabei nach einem Gut, das einem deutschen Bekannten gehört hatte, einem namhaften Herdbuch-Rinder-Züchter. Oh Schreck, gleich verlangte ein Uniformierter nach meinen Ausweisen. Doch ich hatte ja jetzt unverfängliche Papiere vorzuweisen und redete mich damit heraus, daß ich nach Leuten suchte, die angeblich dort wohnten. So ging alles glatt, aber der erlittene neueste Schreck wurde mir zur Mahnung, noch vorsichtiger zu sein.

²⁴ Poln. Szamotuły, Stadt ca. 30 km nordwestlich von Posen.

Um Sicherheit zu dokumentieren, schritt ich unbeirrt weiter und kam nach einigen Kilometern auf das Gut. Das Herrenhaus im Park lag verlassen, ausgeraubt und devastiert vor mir, ein Sinnbild für die Erinnerung an den eigenen verlorenen Besitz. Der Gutshof öde und leer, alles so trostlos! Ich ging dann noch weiter durch die Felder. Auf einer Wiese an einer Fichtenschonung sah ich plötzlich auf eine Distanz von etwa 60m ein schwaches weibliches Reh sitzen. Es äugte mich traurig an, wurde aber nicht flüchtig. Ob es wohl krank geschossen war? Um es nicht aufzujagen, zog ich mich vorsichtig wieder zurück. Der traurige Blick dieses Rehleins war so sinnbildlich für die damalige Gesamtsituation, daß ich ihn nie vergessen werde.

In die Stadt zurückgekehrt, fand ich bei netten polnischen Leuten ein Nachtquartier und fuhr am nächsten Tage wieder nach Grätz zurück, wo man mich in der Verwaltung mit offenen Armen begrüßte.

Zu den Osterfeiertagen bekam ich von dem polnischen Bauern, der mich am 7. Februar beherbergt hatte, eine Einladung. Voll Freude und in der Hoffnung, mich einmal richtig satt essen zu können, fuhr ich per Rad am Ostersonnabend hin. In der Tat, nie hat mir das Essen vorher oder später so gemundet wie dort in dem gut versorgten Bauernhaus. Ich weiß es noch genau, daß ich am Ostersonntag an einem Rührei-Gericht, das man mir bereitet hatte, ganz langsam zwei Stunden lang gegessen habe, weil es so herrlich schmeckte. Der Bauer fragte mich, ob ich das wohl nicht möge, weil ich so langsam äße. Doch ich beteuerte ihm mit herzlichem Dank, daß das Gegenteil der Fall sei.

In diesen Tagen erfuhr ich aus einer Zeitung, die inzwischen wieder herausgegeben wurde, daß Christian von Jouanne, Inhaber des Gutes Hammelsfelde, Kreis Jarotschin, der im Januar nicht mit auf den Treck gegangen, sondern zurückgeblieben war, weil seine Leute ihm versprochen hatten, ihn zu schützen, auf dem Marktplatz in Jarotschin öffentlich gehängt worden sei. Damit hätte auch ich – wenn nicht gleich zu Anfang erschossen – rechnen müssen, wenn meine Leute mir nicht mit den falschen Ausweisen die weitere, getarnte Existenz ermöglicht hätten.

Schrecklich war es für mich auch in dieser Zeit, mit ansehen zu müssen, wie die Russen rücksichtslos alles Wild auf den Feldern abknallten. Mit ihren Maschinenpistolen, deutschen Karabinern und Maschinengewehren mit Leuchtspurmunition schossen sie auf die unglaublichsten Entfernungen – oft über 2 km weit – auf alles Wildgetier, was zu erblicken war. Vor allem die bis dahin zahlreichen Feldrehe rotteten sie damit völlig aus, schossen wahllos auch alle hochbeschlagenen Ricken tot. Ich sah einmal einen großen Kastenwagen voll beladen mit frischgeschossenen Rehen daherfahren. Um krank geschossenes Wild, das sich noch in eine Deckung hatte retten können, kümmerten sich die Russen nicht; sie nahmen nur das auf, was tot in ihrem Blickfeld liegen blieb. So lag in den Waldungen noch viel verludertes Wild umher. Es war ein grausiges Geschehen! Ich machte darüber Meldung in der polnischen Kommandantur, doch dort hatte man dafür nur ein bedauerndes Achselzucken (zu der russischen Besatzungseinheit wagte ich mich verständlicherweise nicht).

Ausweg aus der Enge der Heimat: Ostpreußen

Durch meine Amtstätigkeit erfuhr ich, daß in Posen ein Konsortium von Forstleuten für die „zurückeroberten“²⁵ Gebiete Ost- und Westpreußen, Pomerellen und Hinterpommern zusammengestellt werde. Hier schien sich mir eine günstige Gelegenheit zu bieten, legal aus der für mich so besonders gefährvollen engen Posener Heimat herauszukommen. So fuhr ich „dienstlich“ nach Posen und stellte dort einen Antrag auf Aufnahme in den Forstdienst in Ostpreußen, da „ich schon immer einen Hang für den Försterberuf gehabt hätte und ich mir ehemals bei einem befreundeten Förster schon einige Kenntnisse im Forstwesen angeeignet hätte.“ Man nahm meinen Antrag an, zunächst als Kanzlei-Angestellter mit späterer Aussicht auf Eintritt in den Revierdienst. Am 2. Mai sollte ich mich zur Teilnahme an einem Sammeltransport nach Ostpreußen in Posen einfinden. Nun ergab sich aber eine neue Schwierigkeit: Meine Vorgesetzten im Stadtrat Grätz wollten mich nicht von meinem Posten freigeben. Eine für mich sehr lästige Situation! Doch wenn ich für meinen mir durch den Zusammenbruch des Deutschen Reiches aufgezwungenen neuen Lebensweg mehr Sicherheit gewinnen wollte, durfte ich hier nicht nachgeben.

So warf ich mich in die Brust, redete von „Pioniereinsatz für das zugewonnene Territorium“ und daß ich als „Junggeselle“ doch besonders dazu berufen sei. Nach einigem Hin und Her gab man schließlich meiner Bitte um Entlassung aus meiner (an sich recht guten) Anstellung als Arbeitsamtsleiter nach und verabschiedete mich mit allen guten Wünschen.

Als recht beschwerlich erwies sich nun noch meine Abreise. Ich wollte doch nicht alles, was ich an Kleidung und Ausrüstung inzwischen „erobert“ hatte, wieder verlieren und „blank“ in die Ferne gehen. Koffer hatte ich nicht. So schnürte ich mir zwei Bündel zurecht, die aber so schwer wurden, daß ich nicht beide zusammen tragen konnte. Folglich trug ich sie immer abwechselnd einzeln in Etappen zum Bahnhof. Meine Fahrräder und mancherlei Küchengerät hinterließ ich bei der alten Vermieterin, die selbst eine sagenhafte Unordnung in ihrer Wohnung hatte, mit der Versicherung, daß ich mir das später noch abholen würde. (Ich bin nie mehr hingekommen, vielleicht liegt alles heute noch dort!!)

In Posen deponierte ich mein Gepäck in der Gepäck-Aufbewahrung. Es gab noch einige Tage Aufenthalt, bis der Transport zusammengestellt war. Wieder durfte ich unentgeltlich in einem freundlichen Privatquartier kampieren. Bei einem Optiker bestellte ich mir eine neue Fernsicht-Brille (meine Dioptrie-Zahlen kannte ich noch), ohne die ich später nicht hätte schießen können.

Am 7. Mai rollten wir als Sammeltransport (ca. 40 Mann) in einem Personen-Waggon 3. Klasse (Holz) Richtung Deutsch-Eylau²⁶ ab, kamen in Etappen am 8. Mai nachmittags dort an. Gerade verbreitete sich die Kunde über die deutsche Kapitulation. Ein allgemeines Freudengeschrei und wildes Salut-

²⁵ Offiziell „wiedergewonnene“ (odzyskane) Gebiete.

²⁶ Poln. Iława, Wojewodschaft Allenstein/Olsztyn.

Schießen der Russen hub an. (Mir war innerlich recht traurig zumute.) Am 9. Mai kamen wir – ziemlich gerädert von der langen Hockerei auf den Holzpritschen, liegen konnten wir aus Platzmangel nicht – in Allenstein an und bezogen dort Quartier in einem großen Hotel. Jeder bekam ein Zimmer für sich, was mir eine große Beruhigung war.

Da die Wälder noch voll von Partisanen „aller Schattierungen“ (deutsche Soldaten, SS-Leute, polnische Armia Krajowa,²⁷ russische Deserteure) waren, die sich gegenseitig bekämpften und alle „Fremden“ im Walde niederschossen, ließ man uns noch nicht in die Reviere hinaus. Jeden Tag war um 9 Uhr vormittags kurze Versammlung, dann konnte jeder seiner Wege gehen. Für die Verpflegung sorgte eine Mensa im Hotel. Ich durchstöberte ganz Allenstein, das vor allem in den Außenbezirken sehr stark durch Brände zerstört war. Wie ich hörte, war das nicht die Folge von Kriegshandlungen. Nein, Allenstein war ohne großen Widerstand geräumt worden.²⁸ Die Russen hatten später die Häuser in Brand gesetzt, nachdem sie sie durchsucht und ausgeplündert hatten.

Da mein Großvater mütterlicherseits 1908 in Allenstein begraben wurde und ich dort 1937 sein Grab besucht hatte, ohne mir jedoch die genauen Örtlichkeiten gemerkt zu haben, ging ich nun vorsichtig, um nicht aufzufallen, alle Friedhöfe durch. Am vierten Tage fand ich endlich das Grab, unberührt und noch in gutem Zustand. Mehrfach bin ich auch noch in späteren Jahren heimlich hingeschlichen, um das Grab zu pflegen.

Bei einem meiner „Beutezüge“ durch die verlassenen Häuser Allensteins beobachtete ich vor mir einen Russen, der gerade eine sehr gute Nagelschere gefunden hatte. Da diese – wie üblich – gebogen war, warf er sie mit einem verächtlichen „Nitschewo“ beiseite. Ich wartete, bis er außer Sichtweite war, dann griff ich eilig zu. Die Schere hat mir bis heute treulich gedient.

Am 1. Juni erfolgte endlich der langerwartete Aufbruch ins Gelände. Wir waren in mehrere Arbeitsgruppen eingeteilt worden. Die meinige hatte als Be-

²⁷ Nachfolgeorganisationen der Heimatarmee und andere Widerstandsgruppen sehr verschiedener politischer Richtung agierten nach der Machtübernahme der von Moskau eingesetzten Provisorischen Regierung noch nach 1945 aus dem Untergrund gegen die als neue Fremdherrschaft betrachtete Macht, bis die letzten vereinzelt Widerstandsgruppen Anfang der fünfziger Jahre ausgeschaltet wurden; siehe Markert, Osteuropa-Handbuch Polen, S. 235 f.; vgl. auch: Józef Modrzejewski, *Od Armii Krajowej do wojny domowej* (Von der Heimatarmee zum Bürgerkrieg), New York 1985; Marek Latyński, *Nie paść na kolana. Szkice o opozycji lat czterdziestych* (Nicht auf die Knie fallen. Skizzen von der Opposition der vierziger Jahre), London 1985; Krystyna Kersten, *Narodziny systemu władzy. Polska 1943–1948* (Die Geburt des Machtsystems. Polen 1943–1948, Paris 1986; John Coutouvidis, Jaime Reynolds, *Poland 1939–1947*, Leicester University Press 1986.

²⁸ Allenstein war am 20. Januar 1945 „völlig überraschend“ von sowjetischen Truppen angegriffen worden, als sich noch die Hälfte der Bevölkerung in der Stadt befand. Offensichtlich wurden durch Zerstörungen und Brandstiftungen in den Tagen des Einmarsches der Roten Armee in Ostdeutschland größerer Schaden verursacht als durch Bombenangriffe und Kampfhandlungen; siehe: Dokumentation der Vertreibung, Bd. I/1, S. 34/35 E und S. 67 E.

stimmungsort Johannsburg,²⁹ 80 km östlich von Allenstein am Rande des größten Waldgebietes Ostpreußens gelegen. Das war mir sehr lieb; je weiter nach Osten, desto weiter weg von hochnotpeinlichen Kontrollen!

Mit einem Lastauto, auf das wir alle unsere Habe gepackt hatten, rollte unsere Gruppe (8 Mann, geführt von Forstmeister G.) gen Osten. Da Johannsburg sehr stark zerstört war und einen trostlosen Anblick bot, fuhren wir weiter bis Gehlenburg (13 km),³⁰ wo wir uns ein gutes Haus als Quartier suchten. Ich konnte mir wieder ein Einzelzimmer sichern.

Sofort nach der Ankunft wurden wir vom russischen Geheimdienst gefilzt. Unter Beaufsichtigung mußten wir frei weg unseren Lebenslauf schreiben (ich hatte meine falschen Angaben gut im Gedächtnis), dann wurden wir noch einzeln ausgefragt.³¹

Da ich ja angab, bisher nicht im Forstdienst tätig gewesen zu sein, sahen die GPU-Leute³² in mir einen willfährigen Spitzel gegenüber meinen Forstkameraden und spannten mich für ihre Dienste ein. Man diktierte mir ein Pseudonym zu und beauftragte mich, meine Kameraden auszuhorchen und über ihre Äußerungen zu berichten. Ich bekam innerhalb der Zeit meines Aufenthalts in Gehlenburg kurzfristige Termine, während derer ich mich „unauffällig“ bei der GPU-Dienststelle unter meinem Pseudonym zur Berichterstattung einzufinden hatte. Das war für mich eine sehr peinliche Situation! Ich wollte doch meine Kameraden nicht verpfeifen. Mit der Ausrede, meine Kollegen hätten mich wohl als Spitzel erkannt, erklärte ich jedesmal „mit Bedauern“, nichts Verdächtiges vernommen zu haben. Der Kommissar wurde immer unfreundlicher; schließlich warf er mich mit harten Schimpfworten hinaus. Ich war froh, so glimpflich dabei weggekommen zu sein. Sieben Jahre später aber sollte mir der Umstand, daß ich in den Geheimakten, die von der polnischen Geheimpolizei³³ übernommen worden waren, registriert war, noch zu einem Vorteil erwachsen.

²⁹ Poln. Pisz, Wojewodschaft Allenstein/Olsztyn.

³⁰ Poln. Biała Piska.

³¹ In den Teilen der deutschen Ostprovinzen, die an Polen übergeben wurden (südliches Ostpreußen, Danzig, Ostpommern, Ostbrandenburg, Schlesien), gab es nach der Besetzung durch die Rote Armee mehrere Monate (bis spätestens Herbst 1945) oder zumindest einige Wochen ein Neben- und Nacheinander von russischer Besatzung und polnischer Verwaltung, hierzu: Dokumentation der Vertreibung, S. 88 E ff.

³² GPU (Gosudarstwennoje polititscheskoje uprawlenije) = Staatliche Politische Verwaltung; Bezeichnung für den sowjetischen Geheimdienst in den Jahren 1922–23. Der sowjetische Geheimdienst ist unter verschiedenen Namen bekannt: Tscheka (1917–22), GPU (1922/23), OGPU (1923–34), NKWD ab 1934; NKGB im Zweiten Weltkrieg, MGB ab 1946; MWD 1953, KGB 1954–91; hierzu: Astrid von Borcke, Unsichtbare Weltmacht KGB, Neuaufl., Neuhausen-Stuttgart 1989, S. 26.

³³ Offizielle Bezeichnung: Amt für Sicherheit = Urząd Bezpieczeństwa (UB); hierzu: ZZZ (Pseudonym), Syndykut zbrodni (Syndikat des Verbrechens), in: 40 lat władzy komunistycznej w Polsce (40 Jahre kommunistischer Herrschaft in Polen), hrsg. von Irena Lasota, London 1986, S. 209–240; Zbigniew Błazyński, Mówi Józef Światło. Za kulisami bezpieki i partii 1940–1955 (Es spricht Józef Światło. Hinter den Kulissen der Sicherheit und der Partei 1940–1955), 2. Aufl., London 1985.

Unsere Dienstaufgabe bestand zunächst darin, das Waldgebiet zu sichten, polnische Amtstafeln (Pappe) an die Forstgehöfte zu heften und Berichte über Waldbestand, Holzvorräte und Zustand der Gebäude zu schreiben. Die Gruppe wurde noch einmal in vier kleine Trupps à zwei Mann unterteilt; 3 Trupps zogen die Woche über verteilt durch die Wälder, kampierten in verlassenen Forstgehöften und kehrten zum Wochenende ins Quartier Gehlenburg zurück, die 4. Gruppe „hütete Haus“.

Ich war Forstmeister M. zugeteilt, einem jüngeren studierten, netten Forstmann aus der Posener Gegend. Wir verstanden uns sehr gut, hatten uns das entlegenste Forstamt Kurwien³⁴ (früher Forstmeister Wallmann) als Arbeitsgebiet auserkoren und walteten dort unseres Amtes, alles per Fußmarsch – versteht sich.

Am 22. Juni (ich weiß es noch genau, es war ein Freitag, der Jahrestag des Beginns des Rußlandfeldzuges) beordnete mich unser Leiter, Forstmeister G., als seinen Begleiter für einen weiten Marsch über die Forstämter Kulik, Turoscheln³⁵ und Kurwien. Das wurde für uns eine Strecke von über 70 km. Erschöpft, mit brennenden Füßen kamen wir am Abend nur noch bis Johannisburg. Doch für mich hatte dieser Marsch eine besondere Bedeutung!

Erste Station: Forstamt „Wolfsbruch“

Am folgenden Wochenbeginn sagte unser Leiter, Forstmeister G., meinem bisherigen Truppführer, Forstmeister M., dieser müsse mich freigeben und bekomme dafür den Hilfsförster U. als Begleiter. Ich hätte bewiesen, daß ich selbständig arbeiten könne und bekäme daher das Forstamt Wolfsbruch³⁶ zur Einzelbegehung. Befehl ist Befehl! Ich wäre gern wieder mit Forstmeister M. losmarschiert, da wir uns doch so gut verstanden und im Forstamt Kurwien so schöne, noch nicht ausgeplünderte Forstgehöfte vorgefunden hatten.

So zog ich denn allein Richtung „Wolfsbruch“ los. Der Aufenthalt im Wald war damals immer noch eine sehr gefährliche Sache. Bei zufälligem Zusammenstoßen mit Partisanen stand einem der Weg „gen Himmel“ offen. Doch „Dienst ist Dienst“ und „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige“ hieß es für uns. Man vertraute auf sein Glück.

Tief drinnen im Waldgebiet „Wolfsbruch“ fand ich auf einem befahrenen Waldweg die Leiche eines Mannes. Er lag quer über den Weg, das eine Wagenleis verlief über seinen Knien. Er mußte dort schon wochenlang gelegen haben, denn Beine und Kopf waren nur noch blanke graue Knochen. Am Hinterkopf hing noch ein Stück pergamentartiger Haut mit blonden Haaren. Der Körper, noch mit Kleidungsresten bedeckt, lag auf einer offenen, braunen Le-

³⁴ Poln. Karwica.

³⁵ Dtsch. Grünheide Försterei (Kullik), poln. Turośl.

³⁶ Poln. Wilcze Bagno.

derjacke. Augenscheinlich hatte sich kein Fuhrmann der vorbeifahrenden Gespanne gescheut, dem Toten über die Beine zu fahren. Ich meldete den Fund sodann dem polnischen Milizposten in Johannisburg. Er nahm kaum Notiz davon, doch wurde der Leichnam später weggeholt.

Diese Exkursionen durch die weiten Wälder waren keine Erholungsspaziergänge. Abgesehen davon, daß man alle Wege „per pedes“ zurücklegen mußte, hatte man auch nur sehr karge Kost – trocken Brot und Salz von Gehlenburg her – zur Verfügung und schlief die Woche über irgendwo in einem leeren Forsthaus auf der Erde, bestenfalls auf etwas Stroh. Aus Stecknadeln bogen wir uns Angelhaken für den Fang kleiner Fische, die wir dann in einem mitgeführten Topf kochten.

„Schlank und rank“ waren wir alle, aber seltsamerweise fühlte man sich bei dieser kargen Lebensweise gesundheitlich äußerst wohl. Nur vor Verletzungen mußte man sich hüten; sie wollten gar nicht recht heilen.

Da das Forstamt „Wolfsbruch“ mit seinen Waldungen von Süden her bis direkt an die Stadt Johannisburg reichte, richtete ich mir in einem leeren Haus am Stadtrand eine „Zweitwohnung“ ein, wo ich während der Wochentage übernachtete. Eines Tages machte wieder einmal ein von russischen Soldaten geführter Viehtransport in der Nähe meines Hauses Station. Flugs rannte ich am Abend mit Eimer und Schemel hin und melkte einige Kühe. Schon war der Eimer ziemlich voll, und ich freute mich auf diese Labung, da stieß mir eine Kuh mit dem Hinterfuß hart gegen den Eimer, und die ganze Milch ergoß sich auf die Erde. Da habe ich geflucht „wie ein Kümmeltürke“. Die erneut aufgenommene Melkaktion brachte dann nur noch wenig Erfolg. Die Kühe waren „leer“, da auch andere „Interessenten“ sich an der Melkerei beteiligt hatten. Am nächsten Morgen war die Viehherde weiter gen Osten gezogen. So amtierte ich nun in „Wolfsbruch“ und ging immer zum Wochenende nach Gehlenburg, um meine Meldungen zu erstatten und mich mit Proviant zu versorgen.

Als ich zum dritten Mal nach Gehlenburg kam, wurde dort Besorgnis um den Verbleib der beiden Kollegen M. und U. laut, die nun schon seit drei Wochen nicht mehr aus dem Forstamt Kurwien zurückgekehrt waren. Forstmeister G. beauftragte mich, zu einem alten deutschen Waldarbeiter Sokol im Dorfe Wiartel³⁷ zu gehen, ihm ein Stück Speck zu übergeben und ihn zu bitten, in Kurwien nach den beiden Vermißten zu forschen.

Eine Woche verging, Sokol – ein zuverlässiger Mann – kam nicht. So marschierte ich ein zweites Mal zu Sokol. Er saß verängstigt zu Hause, erzählte, er habe das Forstamt Kurwien völlig ausgeraubt und verwahrlost aufgefunden und keine Spur von den Vermißten gefunden. Auf dem Rückweg sei er von einer russischen Viehtransport-Eskorte fürchterlich geschlagen und zur Beihilfe als Viehtreiber über viele Kilometer gen Osten gezwungen worden. Schließlich durch Flucht in den Wald entkommen, habe er sich nicht mehr aus dem Hause getraut.

³⁷ Poln. Wiartel; Wiartel-Försterei = poln. Uścianki.

Gemeinsam mit mir war er bereit, noch einmal nach Kurwien zwecks Suche nach den Vermißten zu gehen. Im Dorf Kurwien, nahe dem Forstamt K. gelegen, wurde uns von Deutschen, die dort noch angstvoll hausten, bestätigt, daß 2 polnische Forstleute, ein mittelgroßer (M.) und ein ganz langer (U.), dort gewesen seien; doch habe danach ein russischer Pferdetransport im Forstamt kampiert, und von den beiden Förstern habe man nichts mehr gesehen.

Als ich ins Forstamt kam, standen mir die Haare zu Berge, so fürchterlich devastiert waren inzwischen Haus und Stallungen. Ich machte noch einen Rundgang um das Gehöft, von unseren beiden Kollegen keine Spur.

Nach 2 Jahren fanden Pilzsammler in der Nähe des Forstamtes die schon völlig zusammengefallenen Skelette zweier Menschen, eines mittelgroßen und eines sehr großen. Den Schädel des mittelgroßen erkannte ich an dem schmalen Unterkiefer deutlich als den Kopf des Forstmeisters M. Wer hatte sie wohl umgebracht, Partisanen oder die Russen? Die Forstdirektion ließ ihnen an der Todesstätte einen Gedenkstein mit Inschrift errichten und benannte das Forstamt mit dem Namen des dort verschollenen Forstmeisters M. Hätte mich unser Gruppenleiter, Forstmeister G., nicht zur selbständigen Tätigkeit in „Wolfsbruch“ umdisponiert, hätte wohl mein – falscher – Name mit auf dem Gedenkstein gestanden!

Nachdem ich Anfang August das Begehen von „Wolfsbruch“ beendet hatte, übertrug mir Forstmeister G. die Bearbeitung des Forstamtes Johannisburg, nördlich der Stadt und westlich des großen Spirding-Sees gelegen.³⁸

Als Revierförster unterwegs: Begegnungen mit Deutschen und Russen

Als ich mich auf dem Wege in die nördlichere Waldregion einige Stunden im Dorfe Karwik (am südlichen Ufer des Sexter-Sees,³⁹ des südlichen Teils des Spirding-Sees gelegen) aufhielt – es war der 4. August 1945 – und eine hohe Holzkanzel bestieg, von der man einen weiten Blick über den riesigen See hatte, wurde ich plötzlich von russischen Soldaten festgenommen, als „Spion“ beschimpft, auf einen Pferdewagen gesetzt und unter den Läufen mehrerer Maschinenpistolen nach Johannisburg gefahren. Alle meine Beteuerungen, ich sei ein polnischer, dorthin beordeter Forstbeamter, und mein in Polnisch und Russisch gehaltener Ausweis, den die Russen anscheinend nicht entziffern konnten, nutzten nichts. Als wir vor der russischen Kommandantur in Johannisburg ankamen, ließ mich der Kommandant, den ich ja persönlich kannte, lachend wieder laufen.⁴⁰

³⁸ Poln. Śniardwy.

³⁹ Poln. Seksty.

⁴⁰ In 1994 erstmals veröffentlichten amtlichen Dokumenten der neuen polnischen Verwaltung in Ermland und Masuren werden dramatische Lagebeschreibungen abgegeben,

Es stellte sich heraus, daß der von den Russen neuernannte deutsche Dorfschulze von Karwik namens Krispin, ein alter Kommunist, mich bei den Russen als „Spion“ denunziert hatte. Wohl ist mir bei dieser Eskapade nicht gewesen. Die Russen waren doch unberechenbar. Krispin war sodann, als ich mich als Förster in Karwik ansiedelte, ganz klein „mit Hut“. Er wanderte später nach Westdeutschland aus.

Als ich das hinter Karwik gelegene Forstrevier „Haselheide“⁴¹ durchwanderte, gingen mir die Augen auf: Das war ein herrliches Waldgebiet, alte Kiefernbestände mit Haselnuß-Unterwuchs, dabei viel Laubholz-Beimischung. Durch die Mitte des Reviers zog sich in langem Bogen über mehrere Jagen eine saftige Wiesen-Schlenke. Das mußte bei guter Pflege ein ideales Hochwild-Revier sein (und wurde es auch!). Die lange Strecke des Seeufers als Reviergrenze nach Nordosten war landschaftlich wunderschön, versprach auch eine gute Jagd auf Wasserwild.

Die weiteren zum Forstamt Johannsburg gehörenden Reviere waren zwar auch wertvoller Waldbestand, aber mehr Nadelwald und nicht so idyllisch von Wiesen durchzogen. So bat ich Forstmeister G., mir dieses Forstrevier, dem ich nun einen entsprechenden polnischen Namen geben mußte, als meinen zukünftigen festen Dienstbereich als Revierförster zuzuerkennen, was er mir andstandslos bewilligte.

Das dortige Förstergehöft, abseits am Waldrand gelegen, war niedergebrannt. So requirierte ich ein kleines Bauerngehöft mit guten Gebäuden, etwas abseits dicht am Seeufer gelegen, als polnisch-staatliches Forstanwesen (der deutsche Besitzer Bauer Skierka war nach Westdeutschland geflüchtet), mietete mir ein Fuhrwerk, holte alles an Besitztümern, was ich in Gehlenburg und Johannsburg zusammengetragen hatte (auch einige Möbel), ab und quartierte mich in Karwik ein. Auch ein Fahrrad hatte ich mir inzwischen aus vielen Fundteilen zusammengesetzt.

Das Dorf Karwik,⁴² nur von wenigen seiner deutschen Einwohner beim Fronteinbruch verlassen, war auch noch zu einem Refugium für Familien aus weiter östlich gelegenen Dörfern geworden und dadurch fast voll bewohnt (ca. 30 Familien). Als bekannt wurde, daß ich der dortige neue Förster sei,

darunter auch die Konflikte zwischen den polnischen Behörden und Angehörigen der Roten Armee. So schrieb der Johannsburger Staroste in einem Situationsbericht (für Dezember 1945) über „sich wiederholende Exzesse von Marodeuren der Roten Armee“, über „eine ganze Reihe von Mißbräuchen und gewöhnlichen Vergehen, hauptsächlich gegen das Eigentum“, von seiten sowjetischer Abteilungen, an anderer Stelle über die sowjetischen Abteilungen, „die sich mit notorischer Plünderung (szabrownictwem) des ehemaligen deutschen Eigentums beschäftigen“; Situationsbericht für Dezember 1945 des Johannsburger Starosten Edmund Rutkowski für die Organisationsabteilung des Amtes des Bevollmächtigten der Regierung der RP in Allenstein, in: *Warmiacy i Mazury w PRL*, Dok. 88, S. 143–150, hier S. 144.

⁴¹ Dtsch. auch Kerschek; poln. Kierzek.

⁴² Poln. Karwik.

schaute mir nur noch freundliche Gesichter entgegen. Ich gab zu, etwas deutsch sprechen zu können, und verständigte mich in sehr gebrochenem Deutsch mit den Menschen. Aber auch mit Polnisch, dem das dort vielfach noch gesprochene Masurisch sehr ähnlich ist, konnte man gut ankommen.

Da ich ja anfangs noch keinen rechten Hausstand führte, ordnete Herr Krispin an, daß ich umschichtig jeden Tag in einem anderen Haus zu Mittag bewirtet werden sollte. Das klappte sehr schön, man war äußerst gastlich und bemüht, mir alles recht zu machen. Ich zahlte jeweils einen kleinen Obolus, habe mich später auch noch durch Verteilung von Wildbret revanchiert.

Bei einem Dienstgang in das nordwestliche Nachbarrevier (ca. 13 km) lernte ich den alten deutschen Revierförster dieses Reviers, Max Klinge, ca. 58 Jahre alt, kennen. Seine Frau und Tochter waren nach dem Westen geflüchtet, er war – partellos – dageblieben, hatte sich sicherheitshalber von seinem einzeln gelegenen Forstgehöft weg im nahen Fischerdorf einquartiert. Zunächst blieb ich ihm gegenüber inkognito, um ihn kennenzulernen. Erst Weihnachten 45 habe ich mich ihm als Deutscher mit meinem richtigen Namen zu erkennen gegeben. Da hat er Augen gemacht! Auf meine offizielle Vermittlung hin wurde er in den polnischen Forstdienst übernommen.

Kurz nachdem ich mich in Karwik niedergelassen hatte, quartierte sich dort – vom Standort Arys⁴³ her – ein kleiner Trupp russischer Soldaten ein, um Gemüse und Kartoffeln zu requirieren. Ich ahnte Böses (daß sie im Walde wildern würden), freundete mich mit ihnen an und bot ihnen die Lieferung von Wildbret, wenn sie mir eine Waffe beschafften. Da die Russen aus Angst vor Partisanen sich nicht einzeln, sondern nur in größeren Horden in den Wald wagten, war der kleinen Gruppe mein Vorschlag willkommen. (Ich konnte durch waidmännisch und hegerisch sorgsam geführten Abschluß den Wildbestand vor wüsten Schießereien mit großen Wildverlusten bewahren; das war mein Hintergedanke dabei.) Die Russen brachten mir zunächst einen alten russischen Karabiner. Bei Probeschüssen stellte ich fest, daß er schon sehr ungenau schoß. Also durfte man nur Schüsse auf ganz nahe Distanz wagen. Ein schwaches, einzelnes Schmalreh war mit Blattschuß meine erste Beute, von der ich nun auch schon etwas abbekam. Die Russen waren begeistert und brachten mir auf meine Klage über die schlechte Waffe einen ganz neuen deutschen Karabiner, der hervorragend traf. Nun war ich in meinem Element und der Wald vor den Russen sicher. Denkste!

Meine nächste Beute war ein einzelnes Rottier, das auf relativ weite Distanz im Feuer verendete.

Der Führer der Russen-Gruppe hatte mir mit Rotstift und Riesenbuchstaben auf einem großen Bogen Papier einen Waffen- und Jagdberechtigungsschein ausgestellt. So fühlte ich mich leidlich abgesichert. Als ich nach einigen Tagen wieder am frühen Nachmittag durch den Wald pirschte, gerade den Ka-

⁴³ Poln. Orzysz.

rabiner abgelegt hatte, weil ich „aus der Hose“ mußte, traten plötzlich – wie aus dem Boden gewachsen – einige fremde russische Soldaten mit Maschinenpistolen auf mich zu. Sie richteten ihre Waffen auf mich. Da wurde mir heiß und kalt zugleich. Was würden sie tun, wenn sie meinen Karabiner erblickten? Doch ich gab mich ganz ruhig, ging auf sie zu, überreichte ihnen meine „przepustka“ (Ausweis) und wies auf den Karabiner. Lange rätselten sie an dem Papier mit den russischen Hieroglyphen herum, während die Pistolen immer noch auf mich gerichtet blieben. Halb polnisch, halb russisch redete ich ruhig auf sie ein, erklärte ihnen die Sachlage, meinte dann, ich müsse nun weiter meinem Dienst nachgehen. Sie sollten weiter geradeaus gehen, ich würde die Schneise nach links nehmen. Mit ruhiger Bewegung nahm ich ihnen das Schreiben aus der Hand, legte es zusammen, steckte es ein, dann ging ich zu meinem Karabiner, nahm ihn auf und hängte ihn am Riemen über die Schulter – alles ganz ruhig und gelassen (aber im stillen dachte ich immer: Na, schießen sie nun?) Dann wandte ich mich meiner Schneise zu und zog ganz ruhig, ohne mich umzuschauen, von dannen. Ich hatte aber das Gefühl, als ob mir alle meine Haare senkrecht in die Höhe stünden. Ich ging und ging und ging, aber es passierte nichts. Als ich an die nächste Querschneise kam (ca. 400 m), bog ich nach links ab und warf dabei einen schnellen Blick in Richtung der Russen. Sie standen noch immer da und schauten mir nach. Mich aber überkam jetzt, da ich um die Ecke war und mich „gerettet“ fühlte, ein Zittern. Schnell eilte ich ins Dorf zurück, erzählte den Russen mein „Erlebnis“ und bat sie, doch in Arys dafür zu sorgen, daß mein Forstgebiet nicht von Jagdstreifen durchkämmt würde. Es hat genutzt. In meinem Revier hatte ich fortan Ruhe. < . . . >⁴⁴

Der „Lebenshirsch“ in Görings ehemaligem Revier⁴⁵

Im Nachbarrevier Jegocin⁴⁶ hatte Göring an einem stillen, ganz klaren See tief im Walde ein Bunkerquartier, Baracken und ein Sommerhäuschen am steilen Uferabhang errichten lassen. Getarnte Gleise zweigten von der Bahnlinie Johannsburg – Ruciane⁴⁷ dorthin ab. Jetzt war da alles still und verödet, viel Rotwild zog dort umher.

So nahm ich mir Proviant für mehrere Tage mit und quartierte mich in Görings Sommerhäuschen ein. Zu trinken brauchte ich nichts mitzubringen. Das Wasser im See war so rein und wohlschmeckend, daß ich damit bestens versorgt war. Am Abend des 23. September 1945 erlegte ich einige Jagen hinter

⁴⁴ S. 35 im Originalmanuskript

⁴⁵ Die hier ausnahmsweise vollständig wiedergegebene ausführliche Jagdbeschreibung soll einen Eindruck von dem waidmännischen Selbstverständnis und zugleich von der Gemütsverfassung des Autors vermitteln.

⁴⁶ Dtsch. Großer Tiefen-See (Großer Jegodschin-See).

⁴⁷ Dtsch. Niedersee bei Sensburg/Mrągowo.

Görings Quartier meinen ersten Hirsch mit Geweih im ostpreußischen Forst, einen Achtender-Abschußhirsch. Ich zog ihn von der Waldblöße ins Stangenholz, brach ihn auf und verblendete ihn.

Auf dem Rückweg zur Göring-Baracke überraschte mich ein Platzregen. Völlig durchnäßt, ohne die Möglichkeit, meine Kleider zu wechseln, legte ich mich auf den Holzfußboden zur Nachtruhe, schlief schließlich – trotz Nässe und Nachtkälte – vor Erschöpfung doch ein. Gegen 3 Uhr früh wachte ich durch dröhnendes Hirschgeschrei in meiner Nähe auf. Donnerwetter, das mußte ein starker „älterer Herr“ sein. Das Jagdfieber packte mich. Schnell ergriff ich meinen Karabiner, Zielstock und Sitzbänkchen und tappte mich in der Dunkelheit über die meterhohen Bahnrampen hinweg der Stimme entgegen. Der Hirsch zog meldend im Bestand vor mir fort, also schnell zur nächsten Parallel-Schneise und dann hinter ihm her. Allmählich stellten sich die Augen mehr auf die tiefe Dunkelheit ein, ich konnte alles besser erkennen und schneller voranpirschen. Zum Glück hatte ich ja seit Posen wieder eine Brille. Nach drei durchquerten Jagen näherte sich der Hirsch meiner Schneise. Es fing inzwischen leicht an zu dämmern. Schnell hockte ich mich am Bestandsrand auf mein Sitzbänkchen und wartete ab. Da erschien der Hirsch auf ca. 150 m wie ein Schemen auf der Schneise und tat sich knörend⁴⁸ in einer Senke nieder, so daß ich nur Kopf und undeutlich ein starkes Geweih erkennen konnte. Da der Hirsch den Kopf mir abwandte, pirschte ich mich noch ganz vorsichtig bis auf 100 m heran, dann hockte ich mich wieder hin und baute leise, leise meinen Zielstock vor mir auf. Wohl eine halbe Stunde saß ich so abwartend da, das Jagdfieber schüttelte mich immer mehr. Plötzlich stand der Hirsch auf und stieß breitstehend einen lauten Schrei aus. Nun aber fix! Karabiner hoch, das Korn erfaßt das Blatt, rumm, ist der Schuß heraus. Ich höre lauten Kugelschlag, der Hirsch sinkt zu mir hin zur Seite und rührt kein Glied mehr. Reptiert und in schnellen Sprüngen hin. Das Geweih wird immer größer, je näher ich komme. Ich stehe vor einem alten ungeraden Vierzehnder mit riesig langen (111 cm), dicken Stangen und Rosen. „Dein Lebenshirsch“ durchzuckte es mich. Er ist es geblieben, obwohl ich in späteren Jahren noch viele alte und starke Hirsche erlegt habe.

Eine kurze Weile saß ich neben ihm und hielt ihm nach altem Brauch andächtig die Totenwacht. Dann wurde ich mir plötzlich der Gefahr bewußt, von Partisanen überrascht zu werden. Schnell einen vom Einschuß schweißgetränkten Kiefern-Bruch an die Mütze, je einen Bruch in Einschuß und Äser und dann mit aller Kraftanstrengung den Hirsch von der Schneise weg ins Kiefernstangenholz gezogen. Dort brach ich ihn auf, trennte mit dem Jagdmesser den ganzen Kopf vom Rumpf und trug sodann die schwere Trophäe über die Schneise hinweg tief in den gegenüberliegenden Bestand, wo ich sie gut verblendete. Alle Nässe, alles Frieren waren vergessen. Beglückt zwar über den

⁴⁸ Jägersprache: Lautäußerung bei Rotwild.

Jagderfolg, aber doch traurig, daß mir dieses tiefe Erleben unter falschem Namen, fern der Familie und der Heimat vergönnt war, zog ich nach Haus. Eines aber wünschte ich mir: Ich möchte einst auch ein so schnelles, schmerzloses Ende finden wie dieser Hirsch.

Als wir später mit einem Russenwagen die beiden Hirsche holten, staunte der Fahrer nicht wenig über meine reiche Beute, vor allem aber über das mächtige Geweih. Auf dem Rückweg holte ich mir dann noch aus Görings Baracken einen Schreibtisch und einen Schrank, welche beiden Möbelstücke mir sodann während meiner ganzen Zeit in Polen gute Dienste geleistet haben.

Gefährlicher Alltag mit Russen, Polen, Deutschen

Zwei Tage später zog ich am Nachmittag wieder zur Pirsch hinaus, marschierte gleich viele Kilometer weit tief in den Wald hinein bis ins übernächste Forstrevier, um mein Gebiet zu schonen. Hier in dem riesigen Waldkomplex gab es ja außer mir noch keinen Forstbeamten. Während ich dort vorsichtig am Schneisenrand entlangschleiche, höre ich plötzlich im Bestand rechts von mir eine Streife russischer Soldaten, breit ausgeschwärmt, auf mich zukommen. Gleich schlug mir das Herz bis in den Hals! Wenn die mich erblickten, schossen sie mich sofort nieder. Was tun? Ich rannte schnell nach links in das enge Kiefernstangenholz hinein, schob das Gewehr unter eine kleine Fichte und kuschelte mich etwas weiter in eine kleine Bodensenke. Eiligst weiter zu türmen, wagte ich nicht, da ich ja nicht wußte, ob vielleicht auf der nächsten Schneise eine Schützenkette wartete. Ganz klein und flach machte ich mich, wagte nicht mehr den Kopf zu heben und hörte nur hart mein Herz klopfen. Nur wenn ich das Glück hatte, ziemlich in der Lücke zwischen zwei Männern zu liegen, die mit seitlichem Abstand von ca. 50m voneinander daherschlurften, konnte ich hoffen, nicht entdeckt zu werden. Ich hörte das Reden und Tapsen auf mich zukommen, dann seitlich von mir, dann entfernte es sich. Gerettet! Schnell griff ich meinen Karabiner und rannte leise im Bestand schräg nach hinten davon. Hier war aus einem Jäger ein Gejagter geworden. Nachdem ich mich vorsichtig überzeugt hatte, daß die Schneise leer war, türmte ich klopfenden Herzens weiter in Richtung auf Görings Baracken, wo ich wieder im versteckten, stillen Uferhäuschen übernachtete. <...>⁴⁹

Die Russen zogen ab und mit ihnen auch mein Karabiner. Doch nach einer Woche kamen sie noch einmal mit dem Gewehr zu mir und baten mich, ihnen etwas zu erlegen. Da ich mich eilen mußte, beschoß ich einen starken Hirsch auf 175m, knieend, im starken Regen. Der Hirsch zeichnete, doch die Nachsuche im strömenden Regen war ergebnislos. Betrübt zogen die Russen endgültig davon.

⁴⁹ S. 38–39 im Originalmanuskript.

Mir ließ jedoch dieses negative Ergebnis keine Ruhe; ich war doch gut abgekommen, und der Hirsch hatte gezeichnet. So zog ich am nächsten Nachmittag mit einem Jungen aus dem Dorf erneut zur Nachsuche los und siehe da, wir fanden den Hirsch kalt und steif und längst verendet ca. 500m vom Anschuß in ganz anderer Richtung, als wir vermutet hatten. Mit gutem Blattschuß, bei dem auch das Herz von Splittern getroffen war, war der starke Vierzehnder (mit 8 kg Geweihgewicht) noch so weit geflüchtet, bis er dann gewiß plötzlich verendete. Nun war die Freude groß. Die Russen waren ja weg, und so konnte ich den Hirsch an alle Einwohner des Dorfes Karwik verteilen. Ein sehr beehrter Sonntagsbraten!

Nun trat allmählich der ruhige Alltag an mich heran. Ich ging meinen forstlichen Aufgaben nach, die neben Verwaltungsangelegenheiten hauptsächlich in Reviergängen zwecks Bekämpfung des sich stark entwickelnden Schlingenstellerunwesens bestanden. Alle Wildwechsel mußten abgesucht werden. Oft kam ich behangen mit mehr als 100 riesigen Drahtschlingen (3 mm starker, geglühter, glatter Draht, den die Wilderer sich von den Viehkoppeln geholt hatten) nach Hause. < . . . >⁵⁰

Als der erste Schnee fiel und damit die Wildwechsel noch deutlicher erkennbar wurden, flammte die Schlingenstellerei wieder auf. Eines Tages sah ich im Revier von ferne einen Rehbock hin- und hertoben, der sich anscheinend frisch gefangen hatte. Leise murmelnd ging ich langsam auf ihn zu. Da blieb er ruhig stehen und äugte mich mit gesenktem Kopf an. Ohne sich noch zu rühren, ließ er mich ganz nah an sich herankommen. Ich streichelte ihm zart die Decke, dann griff ich ganz langsam nach meiner immer mitgeführten Zange und knipste an seinem Halse den Draht durch. Darauf gab ich ihm einen leichten Klaps auf die Keule. Mit einem hohen Satz und lautem „Bö, bö, bö“ suchte er das Weite. (Das ist kein Jägerlatein!) Bei seinem Absprung hatte der Bock meiner Zange einen solchen Stoß versetzt, daß sie im hohen Bogen davonflog und tief unter den verharschten Schnee rutschte, so daß ich sie eine Stunde lang suchen mußte. Ich habe das ohne Murren getan, denn ich war tief beglückt von diesem einzigartigen Erlebnis.

Dabei kam ich auf einen Dreh: Mit dieser Spezial-Kneifzange, die ich mir besorgt hatte (ich besitze sie noch heute), kniff ich fortan die Schlingen am Baum und in der Öse so weit an, daß sie wohl noch fängisch stehenblieben, aber beim Zusammenziehen zerbrachen. Zu erkennen war das nicht, denn ich trat vorsichtig in die Fußstapfen der Wilderer. Fing sich ein Tier in der Schlinge, so brach diese auseinander, und das Tier war frei. Durch diese Maßnahme habe ich den Ströppern ihr Handwerk so „versalzen“, daß sie es dann endlich aufgaben.

Gegen Mitte Oktober 1945 kam mir der Gedanke, daß es doch wohl ratsam wäre, sich in der Forstdirektion in Allenstein einen Ausweis mit Bild zu besor-

⁵⁰ S. 40 im Originalmanuskript.

gen, um besser gegen die Verdächtigung, ein „Falscher“ zu sein, gewappnet sein zu können. Da die Bahngleise der Strecke Lyck⁵¹ – Johannisburg bis Ortelburg⁵² von den Russen abgebaut worden waren, konnte ich nur auf dem Umweg über Lötzen⁵³ nach Allenstein gelangen. So tippelte und fuhr ich per Anhalter die 40 km bis Lötzen, von dort per Bahn nach Allenstein, ließ mich fotografieren und mir von der Forstdirektion einen feinen Ausweis mit Bild ausstellen. Diese Maßnahme sollte sich später als sehr vorteilhaft erweisen. Auf gleichem Wege kehrte ich wieder zu meiner Dienststelle zurück. Drei Tage nahm diese Exkursion damals in Anspruch. Ein russisches, recht gutes Prismen-Fernglas (6fach) hatte ich in Allenstein kaufen können. Das brachte mir große Freude.

Eines Abends, vom Reviergang zurückgekehrt, stellte ich fest, daß mich Diebe heimgesucht hatten. Viel war ja bei mir nicht zu holen, aber das schöne Paar Lederstiefel meines Schwiegervaters und einige Lebensmittel waren verschwunden. Das war eine traurige Feststellung! Ich erfuhr, daß russische Soldaten im Dorf aufgetaucht waren. Bei mir waren sie durch's schmale Kellerfenster ein- und ausgegangen. Auf meine Diebstahlsmeldung hin entschädigte mich die Forstdirektion geldlich für den Verlust. Nach langer Suche gelang es mir, in Lomza⁵⁴ ein Paar hoher brauner Schnürstiefel zu ergattern, so daß ich wieder etwas Vernünftiges an die Füße bekam.

In Johannisburg hatte ich ein deutsches, älteres, nettes, vertrauenswürdiges, kinderloses (sehr wichtig wegen der Geheimhaltung) Ehepaar kennengelernt. Der langen Einsamkeit überdrüssig, gab ich mich ihnen als Deutscher zu erkennen. Sie haben mir viel geholfen. Eines Novembertages überreichte Herr R. mir heimlich in seiner Wohnung einen alten deutschen Karabiner, den er auf meine Bitte irgendwo „besorgt“ hatte. Vorsicht war geboten, denn auf unerlaubten Waffenbesitz stand Todesstrafe.

Bei Nacht und Nebel überführte ich das Gewehr von Johannisburg gleich bis tief in mein Revier und versteckte es, gut in einer Plane eingehüllt, in einer Schonung. Munition hatte ich reichlich in Görings Lager gefunden. Die versteckte ich, gut verpackt in einem wasserdichten Karton, in einem Moor mehrere Kilometer tief im Wald unter einem Baumstumpf. (Da liegt sie gewiß noch heute). An anderer Stelle weit drinnen im Wald, von wo man die Schüsse im Dorf nicht hören konnte, prüfte ich den Karabiner auf die Scheibe. Er streute schon etwas, aber auf nahe Distanz konnte man noch sicher treffen. So konnte ich mir nun Wildbret besorgen und brauchte nicht mehr – wie bisher – ins Dorf zum Mittagessen gehen. Ein Hegeabschuß schwachen und kümmernden Schalenwildes war ja ohnehin erforderlich und dienstlich vorgesehen.

⁵¹ Poln. Elk.

⁵² Poln. Szczytno.

⁵³ Poln. Giżycko.

⁵⁴ Poln. Łomża; Stadt jenseits der deutsch-polnischen Grenze von 1939 in der Woiwodschaft Białystok.

Ich konnte nun auch die bisher für das Angeln aufgewendete Zeit besser für die Betreuung von Wald und Wild nutzen. Mit der Angelei früh und abends an dem Kanal, der Sexter-See und Rosch-See⁵⁵ verbindet, hatte ich bis dato einen großen Teil meines Lebensunterhaltes bestritten. Damals war noch ein reicher Fischbestand vorhanden; das Angeln mit langer Kiefern-Rute machte wahrlich Spaß. Kaum eingeworfen, fing der Schwimmer schon wieder an zu springen, und man hob einen handlangen Fisch aus dem Wasser. – Später wurden durch die kommunistische Planwirtschaft (Normen!) die Fischbestände stark geschädigt. Die erbeuteten Fische (spannenlange Plötzen) kochte ich oder ließ sie – stark gesalzen – im Dorf im Backofen trocknen. So hatte ich immer haltbaren Proviant.

Eine ältere Frau mit halbwüchsiger Tochter, Frau B., als Flüchtling nach Karwik zugezogen, nahm mein Angebot als Wirtschafterin an; so kam mein Hausstand endlich in Gang. Leider war aber Frau B. in der Herrichtung von Wildgerichten nicht sehr erfahren, so daß ich ihr oft mit Rat beistehen mußte.

Weihnachten kam heran. Durch Vermittlung von Förster Klinge bekam ich im 17 km entfernten Fischereidorf Glodowen⁵⁶ schönen Fisch, den ich mir am 24. Dezember 45 mit Hilfe im Dorf geborgter Schlittschuhe über das Eis des Spirding-Sees holte.

Mitte Januar 46 gab es Gezeter im Dorf. Zwei junge Polen, recht zwielichtige Gestalten, waren als Betreuer des Kanalwehrs zwischen Spirding- und Rosch-See eingesetzt worden; sie hatten einfach den Hofhund eines meiner Waldarbeiter requiriert. Laut klagend kamen die Leute zu mir. Darauf ging ich kurzerhand in das Gehöft des Wehrs, band dort den Hund ab und gab ihn meinem Waldarbeiter zurück. Nun hatte ich die Burschen vom Wehr zu Feinden. Sie denunzierten mich beim Milizposten in Johannsburg, daß ich zu freundlich zu den Deutschen sei. Als bald erschienen am 8.2.46 (genau 1 Jahr, nachdem mein falscher Name registriert worden war) zwei „Geheime“ in meinem Forsthaus, forderten mich in barschem Ton auf, mich auszuweisen und unterwarfen mich einem hochnotpeinlichen Verhör über meine Vergangenheit. Wieder einmal schlug mir das Herz bis in den Hals! Doch ich gab mich äußerlich ganz ruhig und legte meinen Ausweis mit Bild vor, den ich mir glücklicherweise im Oktober in Allenstein besorgt hatte. Der klare Ausweis verfehlte seine Wirkung nicht; auch betete ich schön genau meinen falschen Lebenslauf herunter, wie ich ihn in Gehlenburg niedergeschrieben hatte. Darauf mäßigten sich die ziemlich verwegenen dreinschauenden „Herren“ und zogen ab, erklärten aber, sie kämen am nächsten Tag noch einmal wieder. Ich war so aufgeschreckt von diesem Verhör, daß ich die folgende Nacht kaum schlafen konnte. Würde man mich entlarven? Sollte ich türmen? Doch wo sollte ich hin? Auch würde ein Ausreißen den Verdacht nur bestärken. Nein, ruhiges Verhalten war die beste Tarnung.

⁵⁵ Poln. Roś.

⁵⁶ Poln. Głódowo.

So ging ich am nächsten Tage – offiziell seelenruhig – weiter meinen Dienstobliegenheiten nach. Die „Herren“ kamen nicht wieder!⁵⁷

Später erfuhr ich, daß der polnische Amtskommissar schon mit Pferdegespann am Dorfrand gewartet hatte – wohl, um mich abzutransportieren. Als die „Herren“ zu ihm zurückkamen, fragte er: „Na, was ist mit ihm?“ Die „Herren“ antworteten: „Nein, er ist in Ordnung.“ Der Amtskommissar war hernach immer besonders freundlich zu mir. Da er es über vielem Wodkatrinken (aus großen Wassergläsern, versteht sich!) versäumt hatte, sich rechtzeitig mit Brennholz zu versorgen, sägte er im nächsten Winter so viele Balken aus dem Dachgerüst seines Hauses als Heizmaterial heraus, daß schließlich das ganze Dach zusammenbrach. Die beiden Burschen vom Wehr wurden von einer ordentlichen polnischen Familie abgelöst. Ich atmete auf.

Eine Erschütterung aber hatte der „Besuch“ der beiden „Herren“ doch bewirkt: Als ich am nächsten Abend beklommen aus dem Revier heimkehrte, war mein Haus leer. Frau B. war mit Sack und Pack wieder in ihre alte Wohnung zurückgezogen. Der Auftritt der beiden „Herren“ hatte sie so erschreckt, daß sie lieber wieder mit ihrer Tochter allein für sich in ihrem Holzhäuschen bleiben wollte.

So mußte ich mich nun nach einer anderen „Hausmacht“ umsehen. Ich fand sie bald in der Person einer jungen Kriegerwitwe, die mit ihrem 4jährigen Sohn im Dorf bei ihrer verwitweten Tante wohnte. 4 Wochen lang kam Frau G.B. tagsüber ins Haus, dann zog sie im zweiten Flügel des Hauses ein.

Nachdem ich mich von ihrer Vertrauenswürdigkeit überzeugt hatte, gab ich mich ihr als verheirateter Deutscher unter falschem Namen zu erkennen. Ich wollte doch in meiner seelischen Einsamkeit wenigstens einen Menschen als Vertrauten haben. Sie hat mich als Deutschen nicht verpiffen, hat aber die 12 1/4 Jahre gemeinsamen Lebens hindurch nie recht glauben wollen, was ich ihr da offenbart hatte, bis sie sich schließlich erst nach gelungener Flucht doch überzeugen konnte, daß ich ihr die Wahrheit gesagt hatte. Sie war ein braver, als Wirtschaftlerin sparsamer und pflichtbewußter Mensch, aber streitsüchtig und bisweilen gar hysterisch, so daß es manchen harten Strauß mit ihr gegeben hat. Wenn sie „in Fahrt“ kam, schrie sie manchmal laut: „Und das will ein Deutscher sein!“ Zum Glück hat das – da wir ja einzeln und ca. 300m abseits der nächsten Behausung wohnten – nie jemand gehört, auch ihr Sohn nicht, der sich meistens im Dorf herumtrieb. Ich habe aber viel Angst ausgestanden, daß ihr lautes Geschrei einmal einem Unberufenen zu Ohren kommen könnte. Daher sah ich mich nach etwa 3 Jahren gezwungen, mich noch zwei weiteren vertrauenswürdigen Menschen im Dorf zu erkennen zu geben, um diese gegen Frau G.B. ausspielen zu können.

⁵⁷ Den „Amtsmißbrauch, den vor allem die Organe für Sicherheit und öffentliche Ordnung verüben, was mit dem niedrigen moralischen Niveau der Funktionäre dieser Organe verbunden ist“, beklagte auch der Johannsburg Staroste in seinem Situationsbericht (Warmiacy i Mazurzy w PRL, Dok. 88, S.146).

Um sie in ihrer Streitsucht zu mäßigen und zur Beherrschung zu mahnen, habe ich ihr gesagt, daß noch zwei weitere Menschen im Dorf wüßten, wer ich wirklich sei, habe ihr aber nicht gesagt, wer das war. Diese Menschen würden sie überwachen. Wenn sie dann etwa durch ihre Unbesonnenheit mich der Entlarvung preisgäbe und ich zu Tode käme (womit dann allemal zu rechnen war), würden diese Menschen später als Zeugen gegen sie auftreten, wenn sie in Westdeutschland, wohin sie auszureisen begehrte, von meinen Verwandten als schuldig an meinem Tode angeklagt würde. Dadurch habe ich Frau G.B. dann etwas im Zaume halten können, aber kritisch und beängstigend für mich blieb meine Situation mit ihr die ganzen Jahre hindurch. Ich konnte mich nicht mehr von ihr trennen. Obwohl ich es ihr mehrfach mit Erstattung einer Entschädigung angeboten habe, wollte sie nicht von mir weggehen. Dennoch hat sie mich zu guter Letzt als Ausgleich für all die Sorgen und Ängste, die sie mir bereitet hat, dadurch entschädigt, daß dank ihrer Mitwirkung und Beteiligung uns gemeinsam schließlich die Flucht in den Westen gelang.

Der Forstdienst begann nun strengere Formen anzunehmen. Eine besondere Belastung und auch Gefahr war für uns in diesem Frühjahr 1946 die große Zahl der immer wieder neu entstehenden verheerenden Waldbrände in dem großen Waldgebiet, die vor allem durch die russischen Begleitmannschaften der großen, gen Osten ziehenden Vieh- und Pferdetransporte verursacht wurden. Diese Leute zündeten sich im Walde Lagerfeuer an, löschten diese aber nicht, wenn sie weiterzogen. So fraß sich das Feuer bei der Frühjahrstrockenheit schnell weiter. Es geschah auch mehrfach, daß russische Trupps auf den Waldschneisen Feuerstreifen legten, um dann auf den nächsten Schneisen das vom Feuer getriebene Wild abzuknallen. Was kümmerten sich diese Leute um den unermesslichen Schaden, den sie damit anrichteten! Wir Forstleute und die Miliz mußten dauernd in Alarmbereitschaft stehen, wurden mit Lastautos zusammengeholt und an den Brandflächen zum Löschen eingesetzt. Die Gefahr, unentrinnbar von einem Flächenbrand eingekesselt zu werden, war dabei sehr groß. Wir waren am Abend stets schwarz wie die Mohren. Zwei von uns Männern kamen dabei ums Leben.

Um die Russen zum Löschen ihrer Lagerfeuer anzuhalten, suchten wir stets gütlichen Kontakt mit ihnen. Sie merkten bald, daß wir Forstleute keine „Politruks“ und überhaupt nicht kommunistisch gesonnen waren. So schütteten sie uns oft ihr Herz aus. Zweierlei hörte man immer wieder von ihnen:

1. Die Deutschen hätten schon 1941 bei ihrem schwungvollen Angriff den Krieg gewonnen, wenn sie die russischen Gefangenen besser behandelt hätten. Die russische Soldateska war drauf und dran, die Waffen zu strecken. Doch als sich herausstellte, daß die russischen Gefangenen im Deutschen Reich Hunger leiden mußten, sagten sich die Muschiks: „So kaputt und so kaputt! Dann können wir auch weiterkämpfen.“

2. Immer wieder wurde Bedauern darüber laut, daß die Amerikaner nicht die Russen zurücktrieben. „Wir warten doch nur darauf, daß der Amerikaner

angreift. Das ist doch unser Befreier. Wir werfen sofort die Waffen hin.“ Es sähe heute anders in der Welt aus, wäre die westliche Streitmacht damals diesem heimlichen Wunsch gefolgt!

Obwohl ich zunächst mit amtlichem Bescheid vom 12.7.45 als Kanzleihilfe des Forstamtes Johannesburg bestätigt worden war, ist mir das Forstrevier Haselheide (ca. 1.000 ha) als Revierförsterstelle zugeteilt worden. Auch die übrigen Reviere unseres Forstamtes waren inzwischen mit meist forstlich geschulten Angestellten besetzt worden. Förster Klinge übernahm wieder sein früheres Revier Lipnik.⁵⁸

Unser Aufgabengebiet bestand aus: Holzeinschlag, Durchforstung, Holzabfuhr, Aufforstung, Schädlingsbekämpfung, Harzgewinnung, Wiesenpflege, Wegepflege, Jagdbetreuung. Zusätzlich wurde mir auch noch die alljährliche Berichterstattung über die Blaubeerenernte $3 \times$ = Blütenstand, Fruchtstand, Ernteergebnis) für das ganze Forstamt übertragen. Da war allerlei zu tun.

Besonders belastend war die viele Schreibarbeit, die hauptsächlich in den späten Abend- und Nachtstunden bewältigt werden mußte, denn am Tage war ja die Beaufsichtigung des Reviers unumgänglich. Das Ärgste waren die komplizierten Lohnabrechnungen durch diverse Sozial- und Spendenabgaben (u. a. für den Aufbau von Warschau) und die Normenberechnungen. Am Monatsende saß der Förster fast regelmäßig eine Nacht am Schreibtisch. Für alle Pannen im Forstbetrieb und beim Arbeitsablauf war der Revierförster verantwortlich. Mit dem Vorwurf der bewußten Sabotage war die kommunistische Partei, die ja überall die Nase hineinsteckte, sehr schnell bei der Hand. Die Arbeiter wurden mit Samthandschuhen angefaßt und bekamen bei Unzuträglichkeiten immer recht, auch wenn ihr Verschulden ganz offensichtlich war. Man wollte sie für die Partei gewinnen. Da war Vorsicht geboten!

Doch schon bald bekamen die Arbeiter ein klareres Bild über die wahre „Betreuung“ im neu entstehenden „Arbeiter- und Bauernstaat“. Für die tägliche Arbeitsleistung waren Normen aufgestellt worden. Je nach Menge der Überschreitung dieser Tagesnorm lockten sich steigende Prämien. Die Arbeiter faßten kräftig zu und freuten sich auf die erworbenen Prämien. Doch die gab es nur einmal.

Dann wurden die Normen erheblich höher geschraubt. Da merkten die Arbeiter, wie sie hintergangen worden waren. Um meine Leute in ihrem Arbeits-eifer nicht zu bremsen, habe ich später bei den Lohnabrechnungen die Leistungsmengen so verschoben und verteilt, daß die Normen immer gerade erfüllt waren. Dadurch konnten die Arbeiter bisweilen ohne Nachteil einen erwünschten Fehltag einlegen, denn für Nichterfüllung der Tagesnorm drohten Lohnabzüge. Das haben mir meine Arbeiter sehr anerkannt.

Es wurde eine Amnestie für unerlaubten Waffenbesitz zugesagt, wenn man seine Waffen anmeldete. Das war mir sehr lieb. Ich gab meinen Karabiner an

⁵⁸ Poln. Lipnik.

und auch eine einläufige alte Schrotflinte, die mir der deutsche Förster Klinge heimlich überlassen hatte. Nun war ich als Jäger wieder leidlich ausgerüstet, doch der Karabiner war für weitere Entfernungen nicht treffsicher genug. So suchte ich bei gelegentlichen Trinkgelagen in Johannisburg, an denen ich mich nolens volens beteiligte, um nicht als krasser Außenseiter aufzufallen, Kontakt mit polnischen Milizsoldaten des Johannisburger Postens. Es gelang mir, die Erlaubnis zu erhalten, meinen alten Karabiner in einen besseren aus der Waffenkammer umzutauschen. Dort suchte ich mir ein sehr gut erhaltenes Kugelgewehr heraus, und es gelang mir auch noch in einem unbeobachteten Augenblick, zusätzlich einen fast neuen Lauf mit Schloß durch die linke innere Brusttasche meines langen Uniformmantels zwischen Mantelstoff und Futter zu stoßen (wo er gut versteckt blieb) und mitzunehmen. Dieser Lauf hat mir nach Jahren – eingebaut – noch gute Dienste geleistet, wurde aber zuletzt fast mein Schicksal! Doch davon später. Der eingetauschte neuere Karabiner schoß „wie Gift“ und hat mir manchen schönen Jagderfolg beschert.

Die Trinkerei damals in Johannisburg war schrecklich – wie überall in Polen. Bier und Wein gab es nicht, dafür wurde Wodka – auch heimlich selbstgebrannter – in rauen Mengen aus großen Wassergläsern getrunken. Reichlich fette Nahrung oder ein gutes Stück Speck dabei genossen, konnte einem für eine kurze Weile noch zu klarem Kopf verhelfen, aber dann brachte einen dieser konzentrierte Alkohol doch ins Wanken. Oft sind wir auf allen vieren im Lokal herumgekrochen. Es war grauenhaft! Aber ich habe, wenn es nicht mit plausiblen Grund zu umgehen war, mitgemacht, denn ein „Kneifen“ hätte sofort Mißtrauen erweckt. In so betrunkenem Zustand habe ich mir aber heimlich immer ganz energisch vor Augen gehalten: „Du bist jetzt der M.D.“, um mich nicht durch Worte oder Gesten (z. B. militärischen Gruß) selbst zu verraten. Schlimm war hinterher, wenn man wieder nüchtern geworden war, immer von neuem die Sorge: Hast Du Dich nicht doch irgendwie verraten? Nun, es ist gut gegangen!

Genau ist mir noch in Erinnerung, daß ich eines Abends im Januar 47 gegen 20 Uhr „ziemlich voll“ von Johannisburg nach Hause (7 km) aufbrach. Anfangs ging es noch mit dem Rade. Es lag zwar Schnee, aber die Straße war gut. Doch bald wurde an der frischen Luft die Wirkung des Alkohols so stark, daß es per Rad nicht mehr gehen wollte. Also weiter das Rad geschoben. Nach etwa 1 km am Beginn des Waldes wurden die Beine schon so wacklig, daß ich nur schnell noch das Rad durch den Straßengraben ins Stangenholz schob und mich dann irgendwo in der Nähe in den Schnee warf. Mir schwanden die Sinne. Gegen 5 Uhr früh wachte ich ernüchtert auf – es herrschten ca. 6 Grad minus – und sah die Sterne über mir funkeln. Ich brauchte erst einige Zeit, um mich zu besinnen, was eigentlich vorgefallen war, suchte mir dann mein Rad und schob bibbernd nach Haus. Für die forstdienstliche Tätigkeit hatte diese „späte“ Heimkehr keine Bedeutung. Ein Förster hat keine abgegrenzten Dienststunden; die Dienstbereitschaft gilt pausenlos Tag und Nacht – je nach den Umständen. Gesundheitlich hat mir diese Tour nicht geschadet.

Ich habe mich nicht dabei erkältet. Das war wohl die immunisierende Wirkung des Alkohols.

Am Fronleichnamstage 1947 hatte ich wieder einmal nicht verhindern können, in eine „Saufgesellschaft“ hineingezogen zu werden. Nachdem wir schon einiges verdrückt hatten, erklärte plötzlich einer der Teilnehmer, er fühle sich gemüßigt, ob der bösen Trinkerei als braver Christenmensch etwas Gutes zu tun. Er wolle somit bei der Fronleichnamsprozession – diese durfte nur einmal um die Kirche herum stattfinden – dem Pfarrer durch seitliche Stützung eines Armes beim Tragen der Monstranz behilflich sein. Da aber ein Pfarrer die schwere Monstranz mit beiden Armen tragen muß, brauchte man für den zweiten Arm auch noch einen Helfer. So forderte der Brave mich auf mitzumachen. Ich erschrak innerlich, hatte ich doch von dem katholischen Ritus keine Ahnung. Doch eine Weigerung wäre sehr verdächtig gewesen. Also sagte ich ohne Zögern zu und machte nun recht aufmerksam alles mit, was mein Kompagnon tat. Wir bekreuzigten uns, gingen barhäuptig stramm durch den langen Kirchenmittelgang zum Altar, bekreuzigten uns wieder und knieten rechts und links des Altars nieder. Als der Pfarrer mit erhobener Monstranz die Stufen vom Altar herunterkam, traten wir seitlich an ihn heran (ich von rechts) und faßten ihn mit beiden Händen an Ellenbogen und Unterarm, um ihn zu stützen. Der genossene Wodka hatte mich aber inzwischen schon so überwältigt, daß ich nicht mehr gerade gehen konnte. Statt selbst zu stützen, hielt ich mich nur noch am Arm des Geistlichen fest, um nicht zu torkeln. Zum Glück war der Herr Pfarrer ein großer und starker, wohlbeleibter Mann, der die Kraft zur Verfügung hatte, die Monstranz selbst zu halten und mich als Anhängsel auch noch mitzuziehen. So zogen wir in gemessenem Schritt einmal um die Kirche herum; mir erschien es eine Ewigkeit. Ich wagte nicht aufzublicken. Als wir endlich wieder am Altar gelandet waren, gekniet und uns bekreuzigt hatten, nahm ich alle Kraft zusammen, um noch einigermaßen normal den Kirchengang in Richtung Portal zu passieren. Möglichst unauffällig drückte ich mich dann aus der Kirche und suchte schnell das Weite, damit der Herr Pfarrer mich nicht später noch wiedererkannte. Noch heute bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich an diese Episode denke.

Inzwischen war auch die Tante meiner Wirtschafterin ins Försterhaus übersiedelt. Mir war es recht, denn auch sie war eine brave, arbeitsame Frau, die uns viel in Haus und Hof geholfen hat. Platz war im Haus ja genug vorhanden. Viel Heiterkeit brachte es uns, daß sie an Geister glaubte. Da das Haus längere Zeit unbewohnt gewesen war, hatten sich die Mäuse auf dem Dachboden sehr vermehrt. Wenn nun nachts die Mäuse mit lautem „Rututu“ über den Dachboden sausten, glaubte sie fest, daß da Geister zugange seien, und fürchtete sich sehr. Als ich dann Mäusefallen besorgte und im Verlauf einiger Monate 93 Mäuse fing, hörte das „Rututu“ auf dem Boden auf, doch den Glauben an Geister ließ Frau Cz. dennoch nicht fallen.

Erhebliche Aufregung brachte mir im Frühjahr 47 ein Brand in meinem eigenen Revier. Plötzlich stand eine kleine Ecke eines Fichtenstangenholzes,

die an ein Moor grenzte, lichterloh in Flammen. Eiligst und unter Aufbietung aller Kräfte fielen wir am Rande des brennenden Geländes die hohen Fichten so, daß sie in die Flammen fielen. Durch die frischen Nadelzweige wurden die Flammen eingedämmt, und es gelang uns, den Brandherd zu lokalisieren und zu ersticken. Nach getaner Arbeit waren wir geschafft! Nun kam mir im Geiste die Erleuchtung, woher die blauen Nebelschwaden gekommen waren, die ich schon seit Wochen über dem Moor beobachtet hatte. Dort hatte vorher im Torfuntergrund ein Schwelbrand geherrscht, der bei der Frühjahrstrockenheit dann ausgebrochen war.

Der Brand mußte gemeldet werden. Prompt war am nächsten Tage ein „Geheimer“ da, der mich einem harten Verhör unterzog. Man wollte mir mangelnde Dienstaufsicht vorwerfen. Das wäre sehr peinlich für mich geworden! Nur mit Mühe und unter Hinzuziehung meiner Waldarbeiter, die mich in ihren Aussagen entlasteten, gelang es mir, mich von diesem Vorwurf zu befreien. Im Protokoll wurde vermerkt: Brandursache nicht feststellbar. Von den blauen Nebelschwaden habe ich wohlweislich nichts verlauten lassen. Das war noch einmal gutgegangen, hatte mich aber wieder viel Aufregung und Nerven gekostet.

Kurz danach öffentliche Bekanntmachung: Alle Waffen ohne Ausnahme müssen in Allenstein abgeliefert werden. Auf unerlaubten Waffenbesitz stand Todesstrafe! So mußte ich nun meinen guten Karabiner nebst Schrotflinte hingeben und saß zunächst „auf dem Trockenen“. Doch Klinge wußte Rat. Irgendwie zauberte er heimlich noch einen alten Karabiner hervor, der aber auch schon keine rechte Treffgenauigkeit mehr aufwies. Der Zufall wollte es, daß der Lauf, den ich mir in der Waffenkammer „organisiert“ hatte, genau das gleiche System war wie Klings Bûchse. So bauten wir bei ihm heimlich den neuen Lauf ein, was keine leichte Angelegenheit war; doch wir schafften es.

Nun aber kam die Frage des genauen Einschießens des Gewehres. Da ja offiziell alle Waffen eingezogen waren, mußte jeder Schuß auffallen. Also mußten wir einen Ausweg finden. In Klings Revier stand tief im Walde ein verlassenes Waldarbeiterhaus, das noch heile Fenster hatte. Vor dem Haus stellten wir eine Scheibe so auf, daß man aus einem hinteren Zimmer durch zwei enge Türspalte noch darauf schießen konnte. Dabei war dann der Schußknall erheblich gedämpft und nicht weit zu hören. Klinge stand draußen „Schmiere“. Nach einer kleinen Zielkorrektur hatte ich mit Militärpatronen, die ich mir in Handarbeit für jagdliche Verwendung umgearbeitet hatte (H-Mantel-Geschosse), bald eine ausgezeichnete Treffgenauigkeit erreicht. Darauf haben wir dann „einen gehoben“.

Da wir in unserem weiteren Reviernachbarn Förster St.K., der inzwischen eingesetzt worden war, einen netten, sehr waidgerechten Kameraden gefunden hatten, weihten wir auch ihn in unser Komplott ein und tauschten nun je nach Bedarf den Karabiner untereinander aus; doch verblieb er immer wohlversteckt im Walde. Allerdings gab ich mich Förster St.K. nicht als Deutscher un-

ter falschem Namen zu erkennen, wodurch, wenn wir zu dritt zusammen waren, sich die kuriose Situation ergab, daß ich mit Klinge in gebrochenem Deutsch reden mußte. War ich dann wieder mit Klinge allein, so scherzte er gern über mein schlechtes Deutsch.

Erfahrungen mit Dienstpferden und Geheimpolizei

Da es mit der Holzabfuhr haperte, stellte die Direktion den Förstern, die einen entsprechenden Wunsch äußerten, Pferde zur Verfügung, die die Förster dann in kleinen Raten abbezahlten. Auch ich bekam wunschgemäß ein Pferd, eine 4jährige mittelgroße Schimmelstute. Frau G.B. übernahm die Betreuung des Pferdes. Ein alter eisenbereifter Kastenwagen fand sich im Dorf. Zur Personenbeförderung reichte er, aber zum „Holzrücken“ taugte er nicht. Unser netter neuer Forstmeister K. G. lieh mir daraufhin in selbstloser Weise zinslos einen größeren Geldbetrag, wodurch ich nacheinander 2 gummibereifte ältere Abfuhrwagen (zwecks Austausches) anschaffen konnte. In Gemeinsamkeit mit einem polnischen Bauern, der seinerseits Pferd und Fuhrmann stellte, brachte mir die Holzabfuhr gutes Geld ein, so daß ich innerhalb einiger Monate Pferd und Schulden abzahlen konnte.

Ein leidiges Thema war dabei aber die Altersschwäche der Pneus. Dauern platzten die Reifen und Schläuche, und ich habe viele lange Nächte mit Vulkanisieren der Schläuche sowie Flickern und Montieren der Reifen zugebracht.

Man spricht immer davon, daß Pferde sehr klug seien und allein den Weg in ihren Stall fänden. Meine Schimmelstute war dagegen recht doof. Wenn ich mit Pferd und Wagen, von Johannsburg zurückkommend, an die Stelle kam, wo der Weg nach Karwik von der Hauptstraße abzweigte, trottete das Pferd stur auf der Hauptstraße weiter, solange ich die Zügel locker ließ. Das habe ich mehrfach erprobt. Meine beiden späteren Pferde dagegen fanden den Heimweg immer selbst.

Leider ging die hübsche Stute schon nach einigen Monaten an Kolik ein – tierärztlich beglaubigt. Da ich versichert war, kaufte ich mir umgehend auf dem Markt der Stadt Lomza (ca. 30 km) ein weiteres Pferd, einen älteren kleinen Rapp-Wallach, der auf dem rechten Auge blind war. Er war aber fleißig und zugkräftig, so daß ich sehr mit ihm zufrieden war. Leider fand er ein tragisches Ende.

In den Sommermonaten ließ ich ihn nachts frei auf den Wiesen hinter der Försterei grasen. Eines Morgens war „Murzynek“ – so nannten wir ihn – verschwunden. Nichts Gutes ahnend, suchte ich die Wiesen ab und fand das Pferd, eng zusammengekrümmt, aber noch lebend, in einem Brunnentrichter liegend. Behindert durch sein blindes Auge, war es da nachts hineingefallen. Wir zogen das arme Tier heraus und trugen es in den Stall, wo es nach einigen Stunden, wohl infolge innerer Verletzungen, verendete. Traurig stand ich vor meinem treuen Helfer, der ein so qualvolles Ende gefunden hatte. Doch der Alltag kam und das Leben ging weiter.

Wieder kaufte ich in Lomza ein Pferd, diesmal einen stattlichen Fuchswalch, der früher einmal Reitpferd gewesen war. Er hatte einen wunderschön geschwungenen Hals, weshalb ich ihn „Łabędź“ (Schwan) nannte. Dieses Pferd hat mir bis zu meinem Abgang von der Försterei Karwik (Mai 1953) beste Dienste geleistet. Ich verkaufte es dann an einen Nachbarförster.

In den ersten Jahren baute ich auf den zum Försterhof gehörenden Feldern noch Roggen, Hafer und Kartoffeln an. Einmal habe ich mit der Sense und mit Frau Cz. als Abrafferin in einem Tage ein Roggenstück von 1 1/2 Morgen gemäht. Da hatte ich am Abend „die Nase gründlich voll“. Da ich jedoch beruflich sehr angespannt war und des weiteren kaum Zeit fand, selbst landwirtschaftlich mitzuhelfen, erwies sich durch die geringen Erträge, andererseits relativ hohen Lohnkosten die Bewirtschaftung des sehr leichten Bodens als nicht lohnend. So ließ ich die Äcker später brachliegen. Man sah ja Brachland allenthalben.

Die Holzrückerei aber hatte mir so gute Einnahmen gebracht, daß ich mir in Lomza ein gut erhaltenes, 120-bässiges Akkordeon kaufte, mit dem – gut auf dem Gepäckträger des Fahrrades verstaut – ich in der Folgezeit in der Gegend herumfuhr und an Feiertagen als Alleinunterhalter zum Tanz aufspielte. Das brachte gutes Geld! Mehrfach verdiente ich mir in einer Nacht ein halbes Förstermonatsgehalt – steuerfrei!

Anstrengend war das Dudeln wohl, wenn man in einem großen Saal bei 100 und mehr Tanzpaaren gehört sein wollte. Ich mußte die Bälge kräftig ziehen (elektronische Verstärker gab es dort damals noch nicht). Oft kam um die Mitternacht ein „toter Punkt“, wo ich um Schonung bitten mußte. Aber dann ging es doch wieder weiter, und es hat mir auch selbst Spaß gemacht.

Mein Kamerad St.K. spielte auch Akkordeon und das ganz vorzüglich, hatte auch selbst ein sehr schönes Instrument. So haben wir auch oft gemeinsam gespielt. Den Leuten hat es Freude gemacht, und wir haben gut verdient dabei.

Ein sehr eindrucksvolles Erlebnis hatten St.K. und ich, beide passionierte Jäger, an einem Herbstabend, als wir gemeinsam gelegentlich eines Tanzfestes in Waissuhnen⁵⁹ aufspielten. Während einer Pause traten wir vor die Tür und lauschten dem orgelnden Brunftgeschrei mehrerer Hirsche im nahen Waldgelände. Das war sehr stimmungsvoll.

Meinen Waldarbeitern habe ich auch des öfteren am Sonntagnachmittag in einem großen Privatraum zum Tanze aufgespielt, dann aber unentgeltlich. Prompt kamen „Geheime“ aus Johannesburg, um zu kontrollieren, was sich da zutrug, denn es waren ja fast nur Deutsche, die dort teilnahmen. Aber es ging immer sehr gesittet und harmonisch und ohne Alkohol zu, so daß die „Ubowcy“ nichts zu beanstanden finden konnten. Um brave polnische Gesinnung zu demonstrieren, wurde immer ein Schild mit dem polnischen weißen Adler im Innenraum über die Eingangstür gehängt. Angesichts des Staatswap-

⁵⁹ Poln. Wejsuny.

pens durfte keiner im Raum die Kopfbedeckung aufbehalten. Eines Abends kam auch der Bruder eines in Karwik neu angesiedelten polnischen Bauern, ein „Ubowiec“, in Uniform herein. Vierkant-Mütze auf dem Kopf, Haare seitlich heraushängend, stolzierte er breitbeinig durch den Raum. Ich wies auf das Staatswappen hin und forderte ihn auf, seine Mütze abzunehmen. Er tat es nicht. Darauf ergriff ich, mit der Linken das Akkordeon haltend, mit der rechten Hand seine Mütze, riß sie ihm vom Kopf, ging zum offenen Fenster und warf die Mütze hinaus. Wutschnaubend und drohend verließ der Mann den Raum, suchte draußen seine Mütze und verschwand. Wir tanzten ruhig weiter.

Später erfuhr ich, daß er gedroht hatte, mich verhaften zu lassen. Doch nichts erfolgte; alles blieb still. Mir war nicht wohl ob dieser Affäre; es war meinerseits eine Affekthandlung gewesen. Der Anblick dieses wichtigtuerieschen, ungeschliffenen Mannes hatte mich so gereizt, daß ich in dem Moment alle Hemmungen verlor. – Bei meinen Leuten aber hatte ich an Ansehen erheblich gewonnen.

Mir war zu Ohren gekommen, daß in Allenstein neue Jagdgewehre – nur Schrotflinten – aus deutschen Reparationsleistungen zum Kauf angeboten würden. Nachdem ich mir bei der Geheimpolizei (Urząd Bezpieczeństwa) einen Waffenerwerbsschein besorgt hatte – ich war sehr stolz darüber, denn nur den wenigsten Forstleuten wurde überhaupt das Halten einer Flinte erlaubt –, fuhr ich, gestützt auf mein gutes Finanzpolster, nach Allenstein und kaufte eine schöne (sehr teure!) „Sauer & Sohn“-Querflinte Kal. 12/70. Da das Führen von Kugelwaffen mit gezogenem Lauf völlig verboten war, erstand ich auch eine größere Menge „Brenneke“-Flintenlaufgeschosse in der Hoffnung, mit der neuen Flinte auf nahe Distanz auch Schalenwild erlegen zu können. Der Schrotschuß auf Reh, Hirsch und Sau war zwar damals für uns nicht verboten, aber vom waidmännischen Standpunkt aus völlig unzulässig und verpönt.

Neben der Flinte leistete ich mir in einem An- und Verkaufsladen auch noch einen goldenen Siegelring, eine Pinzette und eine sehr gute „Voigtländer“-Spiegelreflexkamera 6x6 cm, mit der ich später nebenbei noch ein Foto-Atelier betrieb und gutes Geld verdiente. < . . . >⁶⁰

Förster Klinge – Kamerad und Mittler zur Familie

Im Herbst 1946 hatte sich die politische Lage so weit geklärt, daß man Post nach Westdeutschland schicken konnte. Da bekannt war, daß Frau und Tochter von Förster Klinge nach dem Westen geflüchtet waren, war es unverdächtig, wenn er nach Westdeutschland schrieb. So bat ich ihn, an eine Familie in Lüneburg, die ich von meiner dortigen Wehrdienstzeit her kannte, zu schreiben und

⁶⁰ S.56–57 im Originalmanuskript.

nach meiner Frau Gisela zu fragen, die er als seine Nichte ausgab. Dabei gab er die Geburtsdaten meiner Frau und unserer beiden Söhne Hans-Joachim und Heinz an, die ich genau in Erinnerung hatte. Monatelang keine Antwort. Ende Juni 47 schickte Klinge mir plötzlich einen radelnden Boten, ich solle unverzüglich zu ihm kommen (13 km durch den Wald). Diese dringende Botschaft machte mich sehr besorgt in dem Gedanken, daß nun dritte Menschen darauf aufmerksam werden könnten, daß Klinge und ich Heimlichkeiten hätten. Was der Grund für diesen seinen Aufruf sein konnte, ahnte ich wohl. So brummte ich vor dem Boten unwirsch, was der Alte denn wohl wolle und fuhr erst am späten Abend nach einem Reviergang hin.

Klinge, dem ich zuvörderst eine Warnung wegen seiner unvorsichtigen Benachrichtigung aussprach, überreichte mir einen Brief meiner Frau, den sie nach Vermittlung durch die Familie in Lüneburg am 3. Juni 47 aus Bremen an „ihren Onkel Max Klinge“ geschrieben hatte. Daraus erfuhr ich, daß sie auf ihrer Flucht heil nach Bremen durchgekommen war und es ihr sowie den Söhnen relativ gut gehe. Nun wußte ich wenigstens etwas über den Verbleib meiner kleinen Familie und hatte die Gewißheit, daß auch meine Frau folgern konnte, daß ich noch lebte und wo ich in etwa zu finden sei. Einen weiteren Brief zu schreiben, haben wir uns nicht mehr getraut; es war für mich zu gefährlich, da die Post sehr scharf kontrolliert wurde.

Eine neue Sorge keimte auch in mir auf: Ich mußte mit Schrecken feststellen, daß Klinge dem Alkohol sehr ergeben war. Seit es nun wieder Schnaps in reichlichem Maße gab, begoß er sich bisweilen tüchtig die Nase und plapperte dann unbekümmert über Dinge, die absolut des Stillschweigens bedurften. Einer meiner deutschen Waldarbeiter, selbst ein belächeltes Plappermaul, der einmal aushilfsweise bei Klinge gearbeitet hatte, schwätzte herum, Klinge hätte sich so sonderbar über Förster D., also mich, geäußert. Da aber, wie gesagt, dieser Arbeiter als Quasseltante bekannt war, nahm man – zum Glück – seine „Sabbeleien“ nicht ernst. In mir aber nagte die Sorge, ob Klinge wohl weiterhin dicht halten werde. Ich habe ihm oft ins Gewissen geredet, sowohl hinsichtlich meiner Identität als auch des Karabiners. Im April 1951 verstarb Klinge, etwa 65jährig, ganz plötzlich. Ich habe ihm als Kameraden nachgetrauert, war aber doch erleichtert, daß es nun für mich eine Gefahr weniger gab.

Das Damoklesschwert der „Enttarnung“

Im Sommer 1948 traf mich ein neuer Schreckschuß. Die Forstbehörde verlangte von jedem Angestellten die Erstellung folgender Personal-Papiere: Geburtsurkunde, Schulzeugnis, Nationalitätsnachweis, Bescheinigung über Berufsausbildung oder frühere Tätigkeit.

Dreimal schon hatte ich die beklemmende Prüfung, vor den Augen zweier „Geheimer“ den eigenen Lebenslauf frei aufs Blatt niederschreiben zu müssen, überstanden: einmal zu Anfang in Gehlenburg, zweimal innerhalb der

zwei nachfolgenden Jahre in Johannsburg, wo während der Dienstbesprechungsversammlung im Forstamt plötzlich UB-Beamte eintraten, vor jeden Forstamtsangestellten ein Blatt Papier legten, zum sofortigen Niederschreiben des jeweiligen Lebenslaufes aufforderten – der Forstmeister durfte gegen die Unterbrechung seiner Dienstsitzung keinen Einspruch erheben – und die beschriebenen Blätter mitnahmen.

Dank meines guten Gedächtnisses für alle meine falschen Angaben hatte ich diese Klippen, wo man ja frei mit jeweils anderem Satzbau schreiben mußte und nicht wie auswendig gelernt den gleichen Text wiederholen durfte – und möglichst fehlerlos sollte es auch noch sein –, bisher gut überstanden.

Jetzt aber mußten glaubwürdig erscheinende Dokumente beschafft werden – und das für mich geplagten Menschen auch noch auf möglichst unverdächtige Weise! Ich habe mir den Kopf zermartert, wie das zu bewerkstelligen sei, und manche schlafarme Nacht, vor Aufregung naßgeschwitzt, verbracht.

Hinsichtlich des Schulzeugnisses und des Beschäftigungsnachweises entschloß ich mich, stur zu erklären, diese Papiere könne ich in Anbetracht der Kriegsgeschehnisse nicht mehr beibringen. Da davon viele Menschen betroffen waren, bestand die Aussicht, hierbei mit dieser Erklärung unbehelligt durchzukommen.

Eine Bescheinigung über die polnische Nationalitätszugehörigkeit war zu erhoffen, wenn der zuständige Beamte nicht so pingelig war und den Vermerk „polnisch“ in dem deutschen, mir von meinen Leuten zugesteckten Ausweis des Mannes, dessen Namen ich angenommen hatte, vertrauensvoll übernahm. Das gelang und nahm mir schon einen Stein vom Herzen! Ich war aber naßgeschwitzt vor innerer Aufregung, als ich mit dieser neuen Bescheinigung das „Starostwo“⁶¹ verließ.

Nun aber die ärgste Sorge: die Geburtsurkunde! Um die kam keiner herum. Wer keine solche aus früherer Zeit beschaffen konnte, mußte am Geburtsort oder am Wohnort durch einen Gerichtsakt unter Hinzuziehung von zwei volljährigen polnischen Zeugen, die die Identität des Antragstellers von früher her kannten, eine neue Urkunde erstellen lassen. Wen konnte ich zu dieser Hilfeleistung heranziehen? Noch jetzt, wo ich dies niederschreibe, stockt mir der Atem, wenn ich an die prekäre Situation denke, in der ich mich damals befand.

Zum Glück für mich (wie es sich im Moment erwies – später wurde es zur Gefahrenquelle!) lag der Geburtsort meines Namensgebers in Westfalen, also im unerreichbaren Westen. Laut Ausweis waren die Eltern meines Namensgebers 1920 nach Polen zurückgekehrt. So war es offiziell verständlich, daß ich die Erstellung einer Geburtsurkunde an meinem Wohnort, also Johannsburg, beantragte, wo ich mich noch am sichersten fühlte. Doch wen nun als Zeugen nennen? Deutsche Menschen, die wußten, wer ich in Wirklichkeit war und mir hätten bei meinem polnischen Namen helfen wollen, konnten es in keinem

⁶¹ Gemeindeamt.

Falle sein, denn sie waren ja nicht kompetent und hätten auch nicht den Nachweis erbringen können, mich in früherer Zeit gekannt zu haben. Also mußten es namhafte Polen sein, deren Aussage Gewicht hatte.

Doch wen konnte ich dazu heranziehen, der auch wirklich vertrauensvoll vor Gericht für mich eintrat? Und gar zwei Personen mußten es sein! Wie habe ich monatelang – es war für das Einreichen der Dokumente ein halbes Jahr Frist gegeben worden – hin und her überlegt!

Schließlich erschien mir ein polnischer ehemaliger Ulanen-Rittmeister, mit dem ich als Jäger bekannt und vertraut geworden war, geeignet. Ihm hatte ich schon viel von meiner früheren Ulanen-Zeit erzählt, auch, daß ich mich in der Stadt Gr. durch die Meldung über das Rehe-Abknallen mißliebig gemacht hätte. Auf meine ganz naiv angetragene Frage, ob er mir helfen wolle, erklärte er sich in rührend kameradschaftlicher Weise dazu bereit.

Auch einen zweiten Helfer fand ich danach in der Person eines Milizsoldaten, der aus dem Posenschen stammte und für den ich als Förster ein bißchen als Autorität galt. Ihn wiegte ich bei gelegentlichen Trinkereien, nachdem ich ihm das Gleiche erzählt hatte wie dem Rittmeister, dadurch in Sicherheit, daß ich ihm den Rittmeister als zweiten Zeugen nannte.

So hatte ich nun endlich zwei Personen als Zeugen zur Hand und konnte im Amtsgericht Johannsburg den Termin für die Gerichtsverhandlung bestellen. Daß der Herr Gerichtssekretär eines späten Abends vor seiner Wohnungstür eine Wildschweinkeule fand, sei nebenher erwähnt. Für Mitte November war der Termin angesetzt. Es war die letzte Amtssache an einem Sonnabend.

Ausgerechnet einen Tag vorher war auf einer Wildschweinjagd ein schreckliches Unglück passiert. Unserem sehr ehrenwerten und charakterlich sehr wertvollen neuen Forstmeister B., dem ich später noch viel Wohlwollen zu danken haben sollte, war versehentlich ein Schuß aus seiner – geliehenen – Hahnflinte losgegangen; die Sauposten waren auf 2 m Entfernung dem Forstamtssekretär in den Rücken gedrungen, der Mann lag im Sterben.

Ganz Johannsburg war erschüttert durch diesen Vorfall, und so wurde meiner Gerichtsverhandlung von seiten der Bevölkerung keine Beachtung geschenkt. Der Herr Rittmeister erschien und sagte – schon ein bißchen „angesäuselt“ – sehr zackig für mich aus. Der Milizmann war nicht gekommen, hatte sich als dienstlich verhindert entschuldigt. Was nun? Der Herr Gerichtssekretär stieß den alten Amtsrichter an: „Ach, ein Zeuge genügt auch. Wir haben ja seine anderen Ausweise. Es ist auch Zeit, Schluß zu machen.“ Der Herr Amtsgerichtsrat nickte und unterschrieb. Mir fiel ein Riesenmeteor vom Herzen. Als ich mit dem Gefühl, Watte in den Knien zu haben, das Gerichtsgebäude verließ, war der Herr Rittmeister schon verschwunden. Noch völlig benebelt von der überstandenen Spannung, aber nach außen hin selbstverständlichen Gleichmut vortäuschend, fuhr ich per Rad langsam nach Hause. Ein Gefühl überkam mich, als ob ein neues Leben auf mich zukäme! Noch waren bis zum Termin für das Einreichen der Dokumente über zwei Monate Zeit. Ich konnte diesem Termin nun gelassen entgegensehen.

Die Wochen vergingen, doch die beantragte Geburtsurkunde kam nicht. Kurz vor Weihnachten, von neuer Sorge befallen, faßte ich mir ein Herz und fragte – recht selbstsicher tuend – den Herrn Gerichtssekretär im Amtsgebäude, warum es denn so lange mit der Herausgabe meiner Geburtsurkunde dauere. „Ja“, meinte er, „das ist eine schwierige Geschichte!“ (Das Herz fiel mir wieder in die Hose!) Da für alle Polen, die im Ausland geboren seien, für die Geburtsurkunden eine Sammelstelle in Lods⁶² eingerichtet worden sei, sei auch meine Akte dorthin gegangen und bekäme ich von dort das Dokument zugeschickt. (Ich atmete wieder auf!) Also dennoch alles o.k.! Anfang Januar kam endlich das Papier. Diese Sorge war überstanden!

Doch neue Bedenken schlichen sich für mich ein. Wie nun, wenn der richtige Namensträger, der ja auch noch lebte, auch eine neue Geburtsurkunde beantragte, die nach Lods kam? Dann hatte man dort zweimal denselben Mann. Nur einer konnte der Richtige sein, und so hätte man mich bald am Wickel.

Die nervenaufreibende Epoche, da mich die Unsicherheit quälte, ob es mir überhaupt gelingen würde, allen Anforderungen zur Erstellung der schriftlichen Dokumente ohne Reinfall gerecht zu werden, war nun glücklicherweise beendet. Zu unbeschwerter Zuversicht, daß ich nun allen Fährnissen einer Entlarvung entronnen sei, war aber, abgesehen vom bösen Zufall, der immer eintreten konnte, auch weiterhin kein Anlaß gegeben durch die drei bewußten Probleme: Alkoholiker Förster Klinge, Hysterie meiner Wirtschafterin und die Geburtsurkunde in der Sammelstelle Lods. Klinge starb im April 1951, aber die beiden anderen Gefahrenmomente haben mich dann die ganzen weiteren 11 Jahre hindurch bis zum Fluchttage hin gedanklich belastet.

Ein Verdacht auf Holzschmuggel und eine Ehrung zum 1. Mai

Im Walde hatte sich inzwischen viel Arbeit angehäuft. Da ich innerhalb unseres Forstamtes das Revier mit der größten Fläche an schlagfähigen Beständen hatte, wurde mir der größte Anteil vom Holz-Einschlag-Etat zugeteilt.

Um mir bei dem erheblichen Arbeitsanfall eine Hilfe zu geben, wurde mir ein Hilfsförster zugeordnet. Dieser junge Pole war aber so unzuverlässig in seiner Tätigkeit und machte mir so viele Fehler in den Eintragungen und Abrechnungen, daß ich durch das Korrigieren mehr Zeit verlor, als wenn ich alles allein gemacht hätte. So bat ich nach 4 Wochen, mich von dieser „Hilfe“ zu erlösen, und stellte dafür eine deutsche Waldarbeiterin an. Da lief dann die Buchführung reibungslos.

Im zeitigen Frühjahr 48 mußte ich in Allenstein zum Revierförster-Examen antreten, das ich mit guter Note absolvierte. In der Vorbereitungszeit dafür

⁶² Poln. Łódź.

hatte ich immer meine Lehrbücher im Walde bei mir. Auch wenn ich mich bei Tagesgrauen ansetzte, um die balzenden Birkhähne zu beobachten, hatte ich ein Lehrbuch vor mir liegen. Die forstdienstliche Beanspruchung ließ mir keine Zeit zu geruhsamem, ungestörtem „Büffeln“. < . . . >⁶³

Eine erneute Aufregung gab es für mich Ende März 49. Durch Erkältungskieber fühlte ich mich gezwungen, einen Tag Bettruhe einzulegen. Prompt erschien an diesem Tag ein Milizmann aus Johannsburg und beorderte mich zu einem Verhör zur Wache. Wieder fuhr mir der Schreck in die Glieder.

Was wollten „die“ denn wohl von mir? Trotz Fieber und Unwohlsein stand ich auf und pilgerte (mein Rad war wieder einmal nicht gebrauchsfähig – Kette gerissen) unverzüglich die 7 km zur Stadt. Dort empfing mich ein finster dreinblickender „Geheimer“, der extra aus Allenstein angereist war, und verhörte mich brummig in punkto Verdacht auf Holzunterschleife mit Angestellten des staatlichen Abfuhrunternehmens „Paged“. Ich war im stillen erleichtert, als ich erfuhr, worum es ging, und konnte mit gutem Gewissen meine Unschuld beteuern und nachweisen. Es kam auch später nichts mehr nach. Die innere Erhitzung durch den Schreck aber bewirkte, daß ich trotz unterbrochener Bettruhe meine Erkältung schneller überwand.

„Paged“ brachte mir ein andermal eine freudige Überraschung. Da ich die riesigen Ausfuhrformulare (mit 3 Kopien) immer sauber ausfüllte – eine Selbstverständlichkeit! –, erklärten mir eines Tages zwei Herren, die zur Abnahme kamen, ein so exakt ausgefülltes Formular sei „einmalig“ und gehöre auf eine Ausstellung. Als Dankesbeweis schenkten sie mir ein Paar neuer Gummistiefel (damals für uns eine Rarität), die mir noch jahrelang gute Dienste geleistet haben.

Durch die starke Arbeitsbelastung, die diversen „Schreckschüsse“ in den letzten Monaten und die Examensvorbereitung hatte ich Herzbeschwerden bekommen, die mich zwangen, in Allenstein Anfang April 49 ärztliche Hilfe zu suchen (in Johannsburg gab es noch keinen Arzt). Eine ältere, sehr verständnisvolle Frau Doktor bestätigte eine Herzschwäche und verordnete mir 4 Wochen Arbeitsruhe. Nur eine Woche konnte ich mich im Hause ein wenig ruhig halten – die schriftlichen Arbeiten machte ja doch niemand für mich –, da mußte saisonbedingt die Aufforstung in Gang gesetzt werden. Mangels leistungsfähiger Vertretung bat mich der Forstmeister, meinen Dienst wieder voll aufzunehmen. Was half's, ich mußte weitermachen. Was nützte da die ärztliche Bescheinigung?!

Geschmunzelt habe ich heimlich am 1. Mai 49, dem großen Arbeiterfeiertag. Etwa 60 Forstangestellte waren aus den acht zum Landkreis Johannsburg gehörenden Forstämtern in Uniform zur Teilnahme an der Parade auf dem Markt zusammengekommen. Überraschend für mich erklärte mir unser Forstmeister B., ich sei dazu erwählt worden, den ganzen „Haufen“ bei der Parade

⁶³ S. 63 im Originalmanuskript.

mit militärischen Kommandos anzuführen. Ich hab's gemacht – ein Foto, das ich nebst Album gerettet habe, beweist es. Auch noch in den drei Jahren danach hatte ich die „Ehre“. Dann habe ich mich mit Ausreden davor gedrückt.

Prominenz auf Hirschjagd

Durch erfolgreiche Bekämpfung der Schlingensteller und Wahrung von „Ruhe im Wald“ durch regelmäßige Reviergänge früh und abends hatte ich erreicht, daß sich der Wildbestand, besonders an Rotwild, in meinem Revier sehr vermehrte. 5 1/2 km versteckt angelegter Pirschpfade ermöglichten mir, ohne Störung des Wildes das Revier zu begehen. Zur Brunft stellten sich viele starke Hirsche ein, die durch die Ruhe ringsumher so vertraut wurden, daß sie mit ihren Rudeln wie Vieh auf der Weide auch tagsüber frei auf den Wiesen saßen. Gäste aus Warschau wollten mir das nicht glauben und konnten sich vor Stauen nicht beruhigen, als ich ihnen mittags aus der Deckung heraus leise, leise die Rudel zeigte. Jeder starke Geweihte, der ein Rudel führte, hatte von mir einen Namen erhalten, auch alle weiteren mir bekannten stärkeren Hirsche hatten ihre Namen. Ich freute mich besonders, wenn sie ein Jahr später, meist mit noch stärkerem Geweih, wieder erschienen. < . . . >⁶⁴

Anfang Oktober wurde es dann allmählich wieder still. Über einen meiner Hirsche, dem ich den Namen „Adam“ gegeben hatte, wurde einmal 1951 eine Radiosendung in Warschau ausgestrahlt. Auch das Rehwild war reichlich vertreten und fühlte sich anscheinend wohl in meinem Revier. Ich hatte meine Freude an mehreren guten Böcken, die stolz zwischen dem Rotwild auf den Wiesen paradierten. < . . . >⁶⁵

Obwohl ich stets bemüht gewesen war, mein kleines Wildparadies geheimzuhalten, hatte unser Forstmeister doch „Wind“ davon bekommen und eröffnete mir einige Tage vor Beginn der Hirschbrunft, daß er den Personalamts-Direktor des Forstministeriums, also die „graue Eminenz“ dieser Institution, zur Hirschjagd eingeladen habe und ich den Herrn führen solle. Psiakrew!⁶⁶ Da kannst' halt nix machen! Na meinetwegen! Es war ja genug „Vorrat“ an starken Hirschen da, darunter ein hochkapitaler Sechzehnder, den ich schon zweimal schußgerecht vor mir gehabt hatte und leicht hätte strecken können, wenn ich gewollt hätte. Wenn der Gast sich als waidgerechter Jäger auswies, sollte es ihm vergönnt sein, den edlen Recken zur Strecke zu bringen.

Der hohe, recht sympathische Gast brachte einen Drilling mit, den er als „gut in Ordnung“ bezeichnete. Doch ich traute dem Frieden nicht und machte noch schnell 3 Probeschüsse. Oh weh, mit Zielfernrohr lagen die Schüsse auf 100m etwa einen halben Meter zu hoch. Zeit zur sicheren Korrektur war nicht

⁶⁴ S. 65 im Originalmanuskript.

⁶⁵ S. 66 im Originalmanuskript.

⁶⁶ Poln. Fluch: verdammt!, Donnerwetter!

mehr gegeben, wenn wir noch rechtzeitig zur Abendpirsch ins Revier kommen wollten. Also trotz des nicht intakten Gewehres los!

Es gelang uns, auf Schußnähe an den Hirsch heranzukommen, doch es war inzwischen schon reichlich dunkel geworden, und auf der Wiese wallten bereits die Abendnebel. Ich baute dem Gast meinen Zielstock auf und raunte ihm noch leise zu: „Tief halten!“ Im Schuß sah ich den Hirsch zusammenbrechen, dann hatte ihn der Nebel verschlungen. Dem Hirsch sich zu nähern war bei dem Nebel nicht ratsam. Er konnte aufspringen und auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Also mußten wir uns bis zum folgenden Tag gedulden. Am nächsten Morgen schoß der Gast noch einen starken Vierzehnder, dann machten wir uns bei hellem Tageslicht auf die Suche nach dem Kapitalen vom Vorabend. Als wir an die Wiese kamen, saß der mächtige Hirsch noch am Anschuß, hatte sogar noch den Kopf hoch. Ein schneller Schuß auf den Träger ließ den Edlen im Feuer verenden. Es zeigte sich, daß der Schuß vom Vorabend beide Vorderläufe am Brustkern durchschlagen hatte, so daß das arme Tier nicht mehr aufstehen konnte, aber noch lebensfähig war. Ein trauriges Geschehen als Folge davon, daß Jäger ihre Waffe nicht gründlich in Ordnung halten. Das Geweih dieses Hirsches war das stärkste ganz Polens im Jahre 1949. Mein Name zog ins Forstministerium ein.

Drei Tage später holte ich mir selber einen alten, starken Vierzehnder mit ganz breit geformten Stangen und besonders schönen Grandeln.⁶⁷ Angelockt durch die zwei starken Geweihe des Personalamts-Direktors Br., erschien auch noch ein anderer alter Direktor aus dem Forstministerium, Herr G., um einen Brunfthirsch zu strecken. Auch ihm präsentierte ich einen sehr starken Sechzehnder, den der Gast mit gutem Blattschuß streckte. Es wurde der „Hirsch seines Lebens“. Der alte Herr war vor Freude ganz aus dem Häuschen. Während ich in den Bestand ging, um einen schönen Bruch für den glücklichen Schützen zu holen, richtete dieser das Geweih auf und hängte an die beiden Geweihstangen je einen großen Geldschein, jeder viel mehr als ein Förstermonatsgehalt, als Belohnung für mich. Die Brunft 1949 ging zu Ende. Wie die Hirsche von der Brunftunruhe, so hatte ich von den Anstrengungen des Pirschens ein paar Kilo abgenommen.

Im Jahr darauf kam zur Hirschbrunft zuerst der alte Direktor G. und schoß einen starken Zehnder-Abschußhirsch vor Aufregung vorbei. Ich sah deutlich, daß der Hirsch gefehlt war, doch der alte Herr G. behauptete steif und fest, getroffen zu haben. Ich blies die Nachsuche bald als unnötig ab.

Am nächsten Morgen erwarteten wir vor Tagesgrauen gemeinsam den polnischen Finanzminister D.,⁶⁸ den ich auf einen Hirsch führen sollte. Während wir

⁶⁷ Jägersprache: verkümmerte Eckzähne im Oberkiefer bei Rot- und Sikahirsch; selten bei Reh- und Damwild.

⁶⁸ Konstanty Dąbrowski, 1945–1952 Finanzminister, 1952–1956 Außenhandelsminister, 1957 Minister für Staatskontrolle, 1957–1969 Vorsitzender der Obersten Kontrollkammer (NIK = Najwyższa Izba Kontroli); sozialistischer Politiker der PPS-Linken, die sich 1948

in der Dunkelheit so von einem Bein aufs andere treten, sagt plötzlich der alte Herr G. zu mir: „Herr Kollege“ (so war seine freundschaftliche Anrede dort), „geben Sie mir die Hand“. Erstaunt streckte ich ihm meine Rechte hin. „So“, meinte er, „jetzt haben Sie mir die Hand zum Versprechen gegeben, daß Sie, wenn Sie meinen gestern beschossenen Hirsch verendet finden, sich darauflegen und sich mit dem Waidmesser drei Schläge auf's Hinterteil geben zur Strafe, daß Sie die Nachsuche abgebrochen haben.“ Ich versicherte dem alten Herrn, daß ich mich dieser Strafe gewiß nicht zu unterziehen brauchte. Der Hirsch, der sich durch ein besonders kurzes Knören von seinen Artgenossen unterschied, war aber ein paar Tage nicht zu hören. Der Herr Finanzminister bekam seinen Hirsch, Direktor G. schoß einen, ich mußte dienstlich 2 Tage per Bahn nach Warschau. < . . . >⁶⁹

Ostern 1951 hatte ich Logierbesuch eines netten Vogelprofessors aus Warschau, der den Seeadlern, Fischadlern und Fledermäusen nachstieg. Während wir am Ostersonntag gegen 22 Uhr gemütlich plaudernd bei der Petroleumlampe im Försterhaus sitzen, klopft es hart an die Haustür. Zwei Miliz-Posten kommen herein und prüfen die Ausweise des Gastes. Es verlief alles glatt, aber es war ein Schock für uns.

Im Herbst 51 hatte ich einen polnischen, von Haus und Hof vertriebenen Grafen, der in Warschau als Kraftfahrer arbeitete, bei mir zu Gast. Welch ein feiner, netter, wohlzogener Mensch! Er begleitete mich auf der Pirsch, half mir beim Transport mehrerer Hirsche, die ich im Auftrage von Warschauer hohen Forstfunktionären erlegte und für sie verkaufte. Die Geweihe und Grandeln durfte ich behalten. Es kam den Herren nur aufs Geld an! Als Deputat-Hirsch wählte ich mir einen hochkapitalen Vierzehnder, der der zweitbeste Hirsch Polens im Jahre 1951 wurde, auf der Ausstellung in Warschau eine silberne Medaille erhielt und in der polnischen Jagdzeitschrift prangte. Auch noch die bronzene Hegemedaille erhielt ich auf dieser Ausstellung für einen Abschußhirsch mit starkem Wapiti-Einschlag im Geweih, zu dem ich auch noch eine frühere, gefundene Abwurfstange beigeben konnte.

Unter meinen Jagdgästen 1951 war auch ein russischer General. Er kam mehrmals aus Arys, erlegte ein Stück Schwarzwild und schoß einen kapitalen Hirsch, der wannenbreit vor ihm stand, vor Aufregung vorbei. Darauf fluchte er wie ein Kümmeltürke und ließ sich nicht mehr sehen. Auch dem polnischen Geheimdienst-Chef⁷⁰ gab unser Forstmeister (heimlich) einen Hirsch frei, den dieser – ein relativ netter Mann, der später nach Südpolen versetzt wurde, weil er zu anständig war – unter meiner Führung streckte. Als Belohnung be-

mit der kommunistischen Polnischen Arbeiterpartei zur Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei vereinigt hatte, hierzu: Markert, Osteuropa-Handbuch Polen, S.232, S.255, S.681, S.684f., S.687f., und Rocznik polityczny i gospodarczy 1970 (Politisches und wirtschaftliches Jahrbuch 1970), Warszawa 1971, S.96.

⁶⁹ S.69–70 im Originalmanuskript.

⁷⁰ Wen Küttner mit „Geheimdienst-Chef“ meinte, ist nicht mehr zu ermitteln.

fürwortete der Chef für mich die Erlaubnis zum Führen einer Waffe mit gezogenem Lauf, worauf ich mir in Warschau vor Silvester 1951/52 eine gebrauchte, aber sehr gute Bockbüchsenflinte „Sauer & Sohn“ kaufte. Zielfernrohr fehlte, aber die Sockel waren da. Durch Zufall bekam ich auch noch ein gutes Hensoldt-Zielfernrohr zu kaufen, das ich mir zu Hause dann selbst aufmontierte. Mit dieser Büchse habe ich im Jahr 1952 mit 39 Schuß 39 Stück Wild erlegt. Eine Erklärung für diese hohe Wildstrecke erfolgt später.

Im Oktober 51 wurde mir auch noch der Abschuß eines Hirsches zugeteilt, den ich für den „Aufbau von Warschau“ deklarierte, d.h. der Erlös für das Wildbret wurde an den Fonds „Warschau“ überwiesen, für den ohnehin jeder Werktätige allmonatlich „par ordre de mufti“ einen Obolus entrichten mußte.

Die Presse machte um diesen Hirsch aus propagandistischen Gründen einen Mordsrummel. Ich wurde von allen Seiten mit und ohne Hirsch fotografiert, mein Bild in mehreren großen polnischen Zeitungen gebracht, was mir verständlicherweise gar nicht lieb war; aber es ging alles gut. Von der Stadt Johannisburg bekam ich als Anerkennung ein Detektor-Radio mit zwei Kopfhörern, damals dort noch eine Rarität. Durch dieses Radio fand ich nun wieder mehr Verbindung mit der Außenwelt.

Zu der Zeit passierte mir auch etwas Einmaliges! Ein Backenzahn schmerzte heftig. Da inzwischen ein Zahnarzt in Johannisburg eingezogen war, ging ich zu ihm. Der Zahn müsse raus, meinte er; aber ohne Betäubungsspritze ginge das schlecht. Ich sollte mir aus der Apotheke eine Spritze holen. Gesagt, getan! Ich kam mit der Spritze zurück. Der Arzt zog sie ein und hieb sie mir rechts in den Unterkiefer. Nun sollte ich eine Viertelstunde warten, bis die Spritze wirkte. Der Mann, der sich Arzt nannte – einen weißen Kittel hatte er nicht –, ging hinaus und ließ mich auf dem Stuhl allein. Die Viertelstunde verstrich, von einer Wirkung der Spritze merkte ich nichts. Da tut sich die Tür vor mir leise einen Spalt auf, ein Auge erscheint vorsichtig und blickt fragend zu mir hin. Ich winke, darauf kommt der Mann herein. Ich sage ihm, daß ich gar keine Betäubung empfinde. Der Mann entgegnete: „Ja, mit den Spritzen ist das so eine Sache. Einmal wirken sie gar nicht, ein andermal ist der Patient tot.“ – Was galt dort damals ein Menschenleben! Der Zahn blieb noch 6 Jahre drin.

Das Führen der Jagdgäste während der Hirschbrunft abends und früh, da man gegen 3.30 Uhr aufstehen mußte, dazu tagsüber die Erledigung der Dienstgänge und schriftlichen Arbeiten, alles das strengte mich 1951 so an, daß ich einmal vormittags im Walde zusammenbrach und nach Hause geführt werden mußte. (Schwächeanfall!) Einen Tag ruhte ich aus, dann mußte es wieder weitergehen. Die Jagdgäste, die sich tagsüber ausschlafen konnten, hatten wenig Verständnis für meine große dienstliche Belastung. Sie wollten geführt werden. Meine Kollegen aus den Nachbarrevieren wurden zur Führung von Jagdgästen nicht herangezogen; sie hatten zu wenig jagdliche Erfahrung.

Rechenkünste und wildernde Geheimpolizisten

Im März 1952 erhielt ich eines Tages einen telefonischen Anruf aus unserem Forstamt, ich sollte schnellstens in der Direktion Johannesburg vorsprechen, denn man hätte in meinen Lohnabrechnungen vom Februar einen Fehler gefunden. Das war quasi ein Gaudi für alle zuständigen Dienststellen, denn bisher hatte ich in den langen Jahren seit 1945 noch nie einen Fehler in meinen Abrechnungen und Nummernbüchern gehabt und mir damit ein gewisses Ansehen geschaffen.

Mir war das unerklärlich! Hatte ich doch alle meine Arbeiten durch Gegenproben genauestens überprüft. Also fuhr ich hin. „Ja, Sie haben sich bei der Lohn-Endabrechnung um einen Grosz (= 1 Pfennig) verrechnet.“ Meine Antwort: „Das kann nicht sein!“ Es ging um mein Ansehen!

Man legte mir meine Abrechnungen vor. Nach kurzer Überprüfung wurde mir ganz warm ums Herz. Ich hatte mich nicht verrechnet, sondern mit genauen Bruchzahlen bis zu Ende durchgerechnet. Die prüfende Dienststelle aber hatte einmal eine Bruchzahl abgerundet; dadurch war die Differenz von einem „Grosz“ entstanden. Ich hatte also genauer gerechnet und behielt somit recht. Das war ein Triumph für mich, der mein Ansehen weiter festigte.

Danach haben wir dann in der Direktion wie auch in den Forstämtern, wo ich später als Wolfskommissar vorsprach, noch einige Rechen-Wettbewerbe durchgeführt, wobei wir 6stellige, hohe Zahlenkolumnen addieren mußten – 2 Mann mit den in Ostblockländern gebräuchlichen Rechenschiebern, ich in Kopfrechnung. Ich habe sie alle gewonnen, sowohl hinsichtlich Schnelligkeit als auch Genauigkeit.

Im Sommer 1952 hörte ich bei einem abendlichen Reviergang einen Schuß in meinem Revier. Schnell eilte ich per Rad in die Gegend, sah einen Mann mit Gewehr eine Schneise entlanggehen. Eiligst in Deckung hinterher! Auf gute Schußnähe herangekommen, brüllte ich ihn schußfertig an: „Halt! Gewehr niederlegen! Hände hoch! 20 Schritt zurücktreten!“ Sichtlich erschrocken tat der Mann, was ich befohlen hatte. Darauf nahm ich seinen Karabiner auf, entlud ihn und fragte dann den Mann nach seinem Woher und Wohin. Es stellte sich heraus, daß er der Chauffeur des neuen UB-Chefs, eines sehr schnoddrigen, kleinen, jungen Mannes war, der sich erlaubt hatte, einfach in mein Revier zu fahren und dort herumzुकnallen. Der Chef war jetzt nicht zur Stelle. Ich drohte dem Mann mit Bestrafung wegen Wilderei, schulterte sein Gewehr und fuhr per Rad nach Haus, um dem Forstmeister telefonisch Meldung zu machen. Während des Telefongesprächs kommt ein Auto auf meinen Hof gefahren, und es donnert an die Tür. Ich muß das Gespräch unterbrechen und an die Tür eilen. Da steht der kleine UB-Chef, hält mir seinen Dienstausweis unter die Nase und verlangt die sofortige Herausgabe des beschlagnahmten Karabiners. Was blieb mir anderes übrig, als seiner Anordnung zu folgen? Wut-schnaubend fuhr der Chef ab. Vom Direktor unserer inzwischen eingerichteten Forstdirektion für die 8 Forstämter des Kreises Johannesburg bekam ich eine

Belobigung für mein „dienstlich korrektes Vorgehen“. Die „Quittung“ des UB-Amtes bekam ich vor Weihnachten 52; sie sah anders aus!

Zunächst blieb alles still. Doch nach 2 Wochen hörte ich wieder einen Karabiner-Schuß im Revier, darauf noch 2 Pistolenschüsse. Mir schwante Böses. Die Schüsse waren an einem Ort dicht an der Straße gefallen, wo ein guter, sehr vertrauter Rehbock seinen Estand hatte. Als ich an die Stelle kam, war alles still. Schon dunkelte es stark. Plötzlich höre ich Motorengeräusch. Ein kleiner PKW kommt im Dunkel ohne Scheinwerferlicht langsam heran. Ich verstecke mich. 2 Männer steigen aus, gehen in die Wiese. Schnell springe ich zum Auto, nehme mein Gewehr in Anschlag und warte. Da schleppen die beiden Männer meinen braven Rehbock herbei. „Halt! Hände hoch!“, brülle ich. Erschrocken lassen die beiden das Reh fallen und nehmen die Hände hoch. Dann fängt der UB-Chef – er war es wieder – an zu betteln, ich solle sie doch nicht bedrohen, es täte ihm ja sehr leid. Ich konnte nicht mehr tun, als ihm das feste Versprechen abzunehmen, daß er nicht mehr bei mir wildern werde. Ich drohte, ich würde sonst Meldung in Allenstein machen. Er ist auch nicht mehr gekommen, weil ich ihn jedesmal bei seiner Wilderei ertappt hatte und er somit merkte, daß ich früh, tagsüber und abends regelmäßig im Walde war. Die „Quittung“ aber dafür, daß ich ihm das Wildern verbot, um mein Wild zu schützen, und nicht, wie es andere Förster taten, ihn noch zu weiterem Jagen einlud, die bekam ich später, wie schon oben gesagt. Er hätte gern in meinem Revier herumknallen wollen, weil es da mehr Wild gab.

Noch einen Fall von Wilderei hoher Potentaten in meinem so gepflegten Revier gab es wieder einige Wochen später. Bei einem Reviergang im Tagesgrauen tief drinnen im Walde sehe ich plötzlich einen gut gekleideten Zivilisten mit einer Bockbüchsenflinte, um deren Lauf eine Zeitung gewickelt ist, auf einer Schneise am Bestandsrande stehen. Im Bestand drinnen höre ich zwei Menschen herumtappen. Da mir einleuchtete, daß es sich hier nicht um gewöhnliche Wilderer handelte, ging ich schweigend an dem Herrn vorbei, der beschämt zur Erde guckte, und wartete das Herauskommen der beiden Treiber ab. Es erschienen zwei polnische Majore in Uniform. Sie entschuldigten sich sehr, sagten, sie hätten nur den Auftrag ihres Ministers ausgeführt (was für ein Minister das war, habe ich nicht erfahren), und baten inständig, keine Meldung zu machen. Ich war aber so wütend, daß ich ihnen sagte, es wäre eine Schande, was sie da täten, und sie schnellstens des Waldes verwies. Ich würde unbedingt Meldung machen. Die Herren verschwanden beschämt, ich fuhr nach Haus und machte Meldung bei meinem Forstmeister und in der Direktion. Siehe da, die Herren hatten schon schnell den Herrn Direktor gefunden und sich bei ihm entschuldigt. Darauf lud er sie in ein anderes Revier ein und jagte dort selbst mit ihnen. Ich aber bekam wieder ein persönliches Lob vom Direktor.

In meinem Revier hatte ich ein mit jungen Schwarzstörchen besetztes Nest entdeckt. Ich verabredete mich mit meinem Forstmeister für den 18.7.52, um ihm das Nest zu zeigen. Dort zusammengetroffen, überreichte mir der Forstmeister die Beförderungsurkunde in die höchste (achte) Dienstgruppe, die

ein Revierförster erreichen konnte. Ich war perplex und hocherfreut, aber doch wieder innerlich besorgt, daß etwa meine Kollegen, die inzwischen alles geschulte Forstleute waren und noch in der neunten Dienstgruppe eingestuft waren, mir aus Neid hinsichtlich meiner Herkunft nachspionieren könnten, da ich nun der erste und einzige Förster in unserem Forstamt war, der diese hohe Stufe erreicht hatte. Doch, gottlob, ich blieb verschont.

Die Hirschbrunft 1952 kam heran. Wieder waren hohe Gäste zu führen, und es waren bewegte, kräftezehrende Tage. Einige dieser Gäste drückten mir, sobald wir im Walde unbeobachtet waren, ihre Waffe in die Hand und baten mich, den Hirsch selbst zu schießen, was ich dann auch getan habe. War das Stück zur Strecke, so ließen sich die Herren gern damit fotografieren und fuhren stolz mit dem Geweih nach Hause. Die Grandeln der von mir in solchen Fällen erlegten Hirsche habe ich aber stets in einem unbeobachteten Augenblick beim Aufbrechen mit schnellem Stich herausgeschnitten und fix in den Mund genommen, um mich nicht zu verraten. Die Herren vergaßen ja stets in der Freude über den Jagderfolg, nach den Grandeln zu fragen, und ich wollte doch auch wenigstens eine kleine Trophäe für meinen erfolgreichen Schuß haben. Es gab auch wieder für mich einige Aufträge zu Hirsch-Abschüssen, wobei die Herren sich erst gar nicht die Mühe machten, aus Warschau anzureisen.

Am 25.9.52 erlegte ich gelegentlich einer großangelegten Wolfsjagd einen etwa 7-jährigen Keiler mit den wohl stärksten Gewehren, die z. Z. hier in der Bundesrepublik zu finden sind. Da der linke Haderer im Oberkiefer verkrümmt herausgewachsen war, schliff sich das Gewehr des linken Unterkiefers nicht mehr daran ab und erreichte so eine Länge von 31 cm. Es gelang mir bei meiner Flucht, diese Keilerwaffen herüberzuretten. < . . . >⁷¹

2 Tage vor Weihnachten 52 kam dann für mich die „Quittung“ dafür, daß ich den UB-Chef wegen Wilderns angezeigt hatte. Ich mußte meinen Waffenschein, der immer nur für ein halbes Jahr gültig war, zur Verlängerung im UB-Amt abgeben. Diese Verlängerung wurde durch das UB-Landesamt Allenstein ausgestellt, den Schein mußte ich in Johannesburg einreichen. Als ich dort vorsprach, wurde ich sofort von einem böse dreinblickenden Beamten in ein Einzelzimmer geführt, mußte wieder einmal aus dem Stegreif meinen Lebenslauf niederschreiben, zwei Bürgen für meine Identität nennen und in einem Verhör über meine Vergangenheit aussagen. Es war für mich ein Schock! Wieder stand mein Leben auf dem Spiel, wenn man mich entlarvte. Doch ich zwang mich zur Ruhe, schrieb meinen (falschen!) Lebenslauf und nannte als Bürgen zwei Namen von mir bekannten Polen aus dem Posener Gebiet. Bei dem weiteren Verhör ließ ich dann durchblicken, daß ich doch ein Vertrauter des UB-Amtes sei und sogar ein Pseudonym hätte, das man mir schon in Gehlenburg 1945 erteilt hätte. Darauf wurde der Beamte zugänglicher und lud mich schließlich – es war inzwischen schon dunkel geworden – noch in seine

⁷¹ S. 76 im Originalmanuskript.

Wohnung ein, wo wir noch einen Kirschnaps tranken. Ziemlich benommen – nicht vom Alkohol, sondern von dem Schreck – wankte ich am Abend, mein Fahrrad führend, die 7 km nach Hause. Hier war ich zunächst noch einmal „über die Runden“ gekommen. Was aber würde noch folgen?! Die Feiertage über hatte ich zwar keine harte Büroarbeit wie in früheren Jahren; die mußte ja jetzt mein Vertreter durchackern. Aber die Sorge, was die Zukunft mir wohl bringen würde, nagte in mir. Ich bekam Magenbeschwerden und heftige Schmerzen. Wenige Tage später erhielt ich die schriftliche Order des UB-Amtes, meine Waffen (Schrotflinte und Bockbüchsfllinte) in Allenstein abzuliefern. Das war sehr bitter für mich, aber ich war doch innerlich froh in dem Empfinden, daß es damit wohl sein Bewenden haben werde und man nicht weiter hinter mir herschnüffeln wolle.

Die Forstdirektion war nicht in der Lage, mir in meiner prekären Situation zu helfen. Der Entscheid über das Halten von Waffen für Forstbeamte und Jäger lag damals noch einzig und allein bei der Geheimpolizei. Nur etwa jeder zehnte Forstbeamte durfte damals überhaupt eine Schrotflinte führen, Kugelgewehre schon gar nicht. Das änderte sich erst 1955, als nach Stalins Tod (5.3.53) die Gewaltherrschaft der Geheimpolizei etwas lockerer zu werden begann.⁷² Meiner Waffen ledig, übernahm ich nun wieder mein Forstrevier, hatte aber noch sehr viel aufzuarbeiten, denn mein Vertreter hatte dem Arbeitsanfall nicht nachkommen können und war ganz arg in Verzug geraten.

Zermürbt durch die Schreckenstage und resigniert durch den erneuten starken Arbeitsanfall, bat ich nunmehr meinen so ehrenwerten Forstmeister um Versetzung in ein anderes, leichter zu führendes Revier. Ich wollte mich dann auch mehr der jagdlichen Betreuung des gesamten Forstamts-Gebietes widmen. Er willigte ein und übergab mir das Revier Pilchen,⁷³ eine lange Halbinsel, die kaum schlagfähige Bestände aufwies und somit weniger Arbeit brachte.

Ein Motorrad und Fluchtgedanken

Rückschauend ist noch über ein Motorrad zu berichten, das ich mir im Frühjahr 1950 anschaffte, damals in Polen noch eine Rarität. Es war ein Zweitakter, 98 ccm, polnisches Fabrikat „SHL“. Ein Forstkollege hatte es sich durch seine verwandtschaftlichen Verbindungen mit Industrie-Bossen beschaffen können. Als er es aber erhalten hatte, wollte er es nicht mehr haben. (Er wußte wohl,

⁷² Nach den Enthüllungen des im Dezember 1953 in den Westen geflohenen Oberstleutnant Józef Światło erfuhr das Gefüge des Sicherheitsdienstes schwere Erschütterungen, die im Dezember 1954 zur Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit und zur Degradierung des seit 1944 amtierenden Ministers für Staatssicherheit, Stanisław Radkiewicz, führten, hierzu auch Błażyński, a. a. O.; Markert, S. 249.

⁷³ Poln. Pilchy.

warum!) Rad und Motor liefen an sich gut, aber das ganze Vehikel war aus zu geringwertigem Material hergestellt und versprach keine lange Lebensdauer. Nun, ich kaufte es „aus Spaß an der Freud“. Vor allem mit der Kette, die statt aus hartem Stahl nur aus Eisen hergestellt war, hatte ich viel Kummer. Sie riß oft, da die Glieder sich rasch ausarbeiteten und zu weitmaschig wurden. Ersatz war nicht zu beschaffen. Das Rad besaß auch nur ein Dynamo ohne Batterie, so daß man bei geringer Motordrehzahl nur ganz schwaches Licht hatte. Dadurch erlitt ich einmal einen bösen Unfall, den ich noch 4 Wochen lang schmerzhaft empfand.

Im Nachbarrevier hatten Waldarbeiter einen am Abend gefällten Baumstamm einfach quer über dem öffentlichen Waldweg liegen lassen. Mit meinem schwachen Scheinwerferlicht erkannte ich ihn zu spät und fuhr mit voller Wucht dagegen. Das Rad flog rechts in den Bestand hinein, ich überschlug mich und rollte links in den Straßengraben. Es dauerte eine Weile, ehe ich zur Besinnung kam. Ich belastete mich – gottlob, nichts gebrochen. Auch dem Rade war außer einer verbogenen Fußraste auf dem weichen Waldweg nichts passiert. Aber noch vier Wochen lang fühlte ich in der linken Brustseite beim Einatmen einen stechenden Schmerz, wohl infolge eines Stoßes durch die linke Lenkstange. < . . . >⁷⁴

Im Herbst gleichen Jahres kaufte mir unser Forstmeister das Motorrad für seinen Sohn ab. Ich war es leid, mich mit den ständigen Kettenreparaturen herumzuärgern.

Ein Gutes aber hatte diese Episode für mich: Ich hatte in Johannesburg die Führerschein-Prüfung für Motorräder und PKW gemacht. Dieser Führerschein mit dem falschen Namen wurde mir nach der Flucht in die BRD hier für PKW anerkannt und eine „Zweitschrift“ mit meinem richtigen Namen ausgefertigt, so daß mir hier eine erneute Fahrprüfung erspart blieb. Bei Verkehrskontrollen machen hier die Beamten jetzt immer erstaunte Gesichter, was für „komische“ Ortsnamen da auf meinem Führerschein verzeichnet sind.

In jener Zeit, da ich das Motorrad besaß, fiel auch mein erster Versuch, nach Westdeutschland – in die Freiheit – zu fliehen. An eine Flucht auf dem Landwege war nicht zu denken. Polens Grenzen waren hermetisch abgeriegelt und bewacht. Wer nicht nahe der Grenze wohnte und damit die Möglichkeit hatte, eine undichte Stelle auszuspionieren, wurde unweigerlich geschnappt und eingekerkert. Immer wieder hörte man von Menschen, deren Fluchtversuche mißglückt waren. Hatte man aber diese Klippe glücklich überwunden, dann waren noch die DDR oder die Tschechoslowakei zu durchqueren, beides kommunistisch regierte Länder, die jeden aufgegriffenen Flüchtling ins Herkunftsland zurück auslieferten. Schließlich war dann ja auch noch der „Eiserne Vorhang“ zu überwinden. Einen solchen Fluchtplan zu fassen, war also sinnlos.

⁷⁴ S. 78–79 im Originalmanuskript.

Doch eine andere Möglichkeit dämmerte auf. Ich hatte in Niedersee/Rucia-ne einen netten, gebildeten Herrn mittleren Alters kennengelernt, dem ich bald anmerkte, daß auch er danach trachtete, Polen den Rücken zu kehren.

Einige Zeit hindurch hatte die Möglichkeit bestanden, per U-Boot, das die Weichsel hinauf bis Marienburg kam, nach Schweden zu entkommen. Schweden internierte zunächst die Flüchtlinge und prüfte, ob diese krimineller Delikte wegen geflüchtet seien. War das nicht der Fall, so erkannte man sie als politische Flüchtlinge an und ließ sie in ihr Wunschland weiterreisen.

Leider hatte inzwischen die polnische Verwaltung Wind von den U-Boot-Fahrten bekommen und die Weichselmündung mit Stahlnetzen verhängt. Dieser Fluchtweg war somit passé. Doch es bestand noch die Möglichkeit, von Danzig oder Stettin aus als „blinder Passagier“ nach Schweden zu gelangen. Mein Bekannter hatte gute Beziehungen zu dem Leiter einer Danziger Reederei. Unter einem vorher vereinbarten Pseudonym fuhr ich in Zivilkleidung nach Danzig und besprach mit jenem Leiter die Fluchtmöglichkeiten. Ehe aber ein fester Termin festgesetzt werden konnte, wurde mein Bekannter, dem ich schon 15000 Zloty – damals ein kleines Vermögen – zur Fluchtvorbereitung ausgehändigt hatte, in Stettin bei seinen Erkundungen verhaftet und zu 3 Jahren Gefängnis verurteilt. Mein Geld war weg, die Hoffnung auf die Flucht zerronnen, und ich mußte noch viel Angst ausstehen, daß ich vielleicht auch noch verhaftet würde. Aber mein Fluchthelfer hatte „dichtgehalten“, und so ging schließlich auch diese Schreckensaffäre vorüber.

Mit dem 1. April 53 übergab ich nun meinem Nachfolger mein schönes Revier, das ich 8 Jahre geführt hatte, und übernahm das neue Revier, dessen bisheriger Förster in Johannsburg wohnte. Die Übergaben gingen reibungslos vonstatten. Da ich noch keine andere Wohnung hatte, mußte ich zunächst mit meiner Wirtschafterin, Frau B., und ihrem Sohn weiter im Försterhaus K. verbleiben. Der neue Förster mit Frau zog zu und übernahm die andere Hälfte des Hauses. Ein wenig leid tat es mir schon, mein gepflegtes Revier zu verlassen, aber wenn ich an die schwere dienstliche Belastung und an die vielen, vielen Nächte dachte, die ich am Schreibtisch verbracht hatte, dann war ich doch froh, von diesem Joch befreit zu sein.

Eine neue Sorge aber stellte sich ein: Mein Karabiner stand noch im Walde. Trotz mehrfachen Suchens hatte ich ihn nicht wiederfinden können. Da ich ja im letzten Jahr eine erlaubte Kugelwaffe besaß, hatte ich den Karabiner, der in einer Wachstuchhülle verpackt in einer dichten Schonung stand, nicht mehr gebraucht. Nun war er so von Kiefernadeln überrieselt worden, daß er völlig unauffindbar geworden war. Oder hatte ihn vielleicht jemand beim Pilzesammeln gefunden und heimlich mitgenommen? Dieser Gedanke ließ mich schließlich die verzweifelte heimliche Suche aufgeben. Ich hatte die Absicht gehabt, ihn in den See zu werfen. Nun hoffte ich, diese Sache würde „im Sande verlaufen“. Ja, denkste!

Ende Mai 53 bekam ich eine kleine Mietwohnung im Dorf Pilchen, Luftlinie nach Johannsburg über den See hinweg 7 km, aber im Sommer um den See

herum 20 km Landweg, landschaftlich wunderschön, aber beschwerlich zu erreichen. Meine polnischen Bauern aus Karwik stellten mir aus Anhänglichkeit unentgeltlich ihre Wagen für den Umzug (dabei eine Fuhre voller Geweihe) zur Verfügung, aber der Schnaps floß dabei in Strömen.

Ernennung zum Wojewodschafskommissar für Wolfsbekämpfung

Noch während des Umzuges bekam ich die Nachricht, daß ich vom Forstministerium im Einvernehmen mit dem Wojewodschafsrat zum „Wojewodschafskommissar für Wolfsbekämpfung“ für die ganze polnische Provinz Allenstein (ca. 330 km lang, 200 km breit)⁷⁵ im Range eines Forstmeisters ernannt worden sei. Ich war somit einer der 8 Kommissare, die für das ganze östliche Gebiet Polens, auf die einzelnen Wojewodschaften verteilt, eingesetzt wurden.

Wölfe gab es reichlich. Sie waren mit der russischen Front eingewandert und schon zur Plage geworden. Wölfe bejagen, eine spannende jagdliche Aufgabe! Aber schon wieder stellte sich eine neue Beklemmung ein. Meine Aufgabe bestand ja nicht allein in der Jagdausübung selbst, sondern viel mehr noch im Herumreisen, Jagden arrangieren und bei Forstversammlungen Vorträge über Wolfsbekämpfung halten. Wenn ich nun dabei womöglich mit einem Menschen zusammentraf, der mich mit meinem richtigen Namen von früher her kannte! Was half's?! Dieser Gefahr mußte ich bei Ausführung meiner neuen Aufgabe ins Auge sehen.

Ich bin dabei auch mit einem polnischen Forstmeister, bei dem ich vor 1939 auf Hirsche gejagt hatte, zusammengetroffen; er hat mich aber gottlob nicht wiedererkannt. Doch der Schreck für mich war groß! Ich hatte vom Forstministerium in Warschau die Aufforderung erhalten, vor einem Gremium von ca. 50 geladenen Gästen einen Vortrag über Rotwildhege und über die Ergebnisse der Wojewodschafstrophäenschauen in Bialystok, Allenstein, Danzig⁷⁶ und Köslin⁷⁷ (in welche Gebiete ich seit Frühjahr 1953 als Leiter und Vorsitzender der Trophäenschau-Kommission delegiert worden war) zu halten. Unter den Namen der einzeln genannten Zuhörer war auch der des mir seit 1937 bekannten Forstmeisters. Ich war so geschockt, daß ich meinen Auftrag wegen angeblicher gesundheitlicher Unpäßlichkeit ablehnen wollte. Doch meine Wirtschaftlerin, Frau B., beschwor mich, nicht abzusagen; das könnte mir mehr schaden als nutzen. Ich sollte nur mein Aussehen mit Brille und dunkel nachgefärbten Augenbrauen und Schnurrbart tarnen. Das tat ich dann auch und fuhr bangen Herzens hin.

⁷⁵ Es handelt sich um die Wojewodschaft Allenstein.

⁷⁶ Poln. Gdańsk.

⁷⁷ Poln. Koszalin.

Während meines Vortrages linste ich ab und zu unauffällig zu dem mir bekannten Mann hin, doch ich merkte bald, er widmete seine Aufmerksamkeit ganz meinem Vortrag, nicht aber meiner Person. So lockerte sich allmählich die Spannung in mir.

Später habe ich mit diesem Herrn in der Jagd-Hauptkommission in Warschau noch öfter zusammengearbeitet. Dabei habe ich gelegentlich kurze Bemerkungen im Sinne meines falschen Lebenslaufes gemacht, wodurch ich meine Sicherheit erhöhen konnte, nicht mehr von ihm als früherer Deutscher erkannt zu werden.

Als Wolfskommissar führte ich nun ein recht unstetes Dasein. Zu Fuß, per Rad, per Bahn durchquerte ich allmählich die ganze Provinz Allenstein von Lyck und Angerburg im Osten und Nordosten, wo es die meisten Wölfe gab, über die Weichsel hinweg bis kurz vor Thorn und Bromberg.⁷⁸ Nur etwa alle 3 Wochen kam ich einmal zum Wochenende nach Haus.

Wenn ich im einzelnen schildern wollte, wo und wie primitiv ich oft kapiert und geschlafen habe, wie mich bisweilen die Wanzen gebissen haben – manchem Leser würde das Grausen kommen. Zu Beginn dieser meiner neuen Karriere gab es für mich auch noch einen Schreckschuß: Als ich mich beim Landforstmeister in Allenstein als neuernannter Wolfskommissar vorstellte, bot er mir an, mir wieder zu einer Waffe zu verhelfen. Man hatte ihm von meinem Mißgeschick des Waffenentzuges durch das UB-Amt berichtet.

Blitzartig durchzuckte mich der Gedanke: Diese Protektion kann mir nur schaden. Da das UB-Amt mir wegen der Wilderer-Meldung grollte, hätte es bei einem Antrag seitens des Landforstamtes womöglich nach politischen Gründen gegen mich gesucht, um mir die Waffe zu verweigern. Das konnte für mich äußerst gefährlich werden! Nein, nein, Vorsicht! Nun aber schnell einen plausiblen, unverdächtigen Grund für meine Ablehnung dem wohlwillenden Herrn Landforstmeister B. gegenüber finden!

So bedankte ich mich sehr, sagte aber, ich hätte auch meinen Stolz: Wenn mich das UB-Amt habe mit dem Waffenentzug bestrafen wollen, so wolle ich nun beweisen, daß es mir nicht um das Schießen, sondern um das Wohl meines Wildes gehe. Darum wolle ich weiterhin auf den Besitz einer Waffe verzichten. Als Wolfskommissar sei ja meine Hauptaufgabe, andere Jäger zu schulen und die Jagden zu leiten. Außerdem würde es nur Neid erregen, wenn ich selbst viele Wölfe streckte und mir somit viele Abschußprämien holte. Das wolle ich anderen Jägern gönnen. Der Landforstmeister wiegte den Kopf. „Na ja, wenn Sie nicht wollen!“ Ich war froh, mich dieser heiklen Situation durch Verabschiedung entziehen zu können. < . . . >⁷⁹

⁷⁸ Poln. Toruń und Bydgoszcz. Die Wojewodschaft Allenstein reichte nicht bis an die Weichsel. Das Weichselland bei Thorn und Bromberg gehörte zur Wojewodschaft Bromberg.

⁷⁹ S. 84–85 im Originalmanuskript.

Im Januar/Februar 54 bekam ich für 6 Wochen vom Landforstmeister den Auftrag, das Gebiet um das im Walde bei Hohenstein⁸⁰ befindliche Winterquartier des russischen Marschalls Rokossowski⁸¹ wolffrein zu halten. Als ob die Wölfe davon Wind bekommen hätten, spürte sich dort in der ganzen Zeit kein einziger Isegrim, obwohl sie sich in anderen Regionen sehr unliebsam bemerkbar machten. Meiner Bitte, meine Tätigkeit dort ausüben zu können, wo die Wölfe Schaden machten, wurde nicht stattgegeben. Ich war im stillen wütend, wurde doch durch diese Abkommandierung meine Erfolgsquote geschmälert. Doch es half nichts. Das Wohl des Herrn Marschalls war wichtiger! Ich versuchte einmal, eine Audienz bei ihm zu erwirken, wurde aber abgewiesen.

Im Juni 54 fand in Allenstein das erste offizielle Tontauben-Preisschießen des Polnischen Jagdverbandes statt. Ich richtete mir das dienstlich so ein – ich war ja völlig frei in meinen Dispositionen –, daß ich zu diesem Sonntag gerade in Allenstein weilte. Da ich nun kein eigenes Gewehr mehr hatte, borgte ich mir von einem Jäger eine „Sauer & Sohn“-Doppelflinte Kal. 12 und schoß im ersten Durchgang von 15 Tontauben 13, bis dahin das beste Ergebnis. Nun wollte mir der Jägersmann für den zweiten Durchgang seine Flinte nicht mehr leihen, und der Landesforstmeister flüsterte mir zu: „Herr Kollege, Sie dürfen nicht weiterschießen. Sie würden den I. Preis machen. Da Sie aber keine Waffenerlaubnis haben, so wäre das nicht zulässig.“ So mußte ich auf weitere Teilnahme verzichten; doch war mein Schießserfolg nicht umsonst gewesen, wie sich ein Jahr später zeigte.

Zur Hirschbrunft 1954 wurde ich vom Landforstmeister angewiesen, den Major K., Leiter der UB-Zentrale Allenstein, auf den Hirsch zu führen. Ich wählte als Jagdterrain mein ehemaliges Forstrevier. Wir wohnten gemeinsam im Försterhaus. Der Jäger brachte eine Mauser-Büchse Kal. 9x57 mit, hatte aber nur Kugeln vom Mannlicher 9x56. Ich war skeptisch, doch Probeschüsse

⁸⁰ Die Försterei Hohenstein, poln. Jagielek; der Ort Hohenstein poln. Olsztynek.

⁸¹ Konstanty Rokossowski, geb. 21.12.1896 in Welikije Luki (Gouvernement Witebsk), gest. 3.8. 1968 in Moskau, lebte seit 1917 in der Sowjetunion, wo er nach dem Sieg von Stalingrad als „russischer Patriot“ gefeiert worden war, Oberbefehlshaber der 1. Weißrussischen Front, die sich angesichts des „Warschauer Aufstands“ der gegenüber der polnischen Exilregierung in London loyalen polnischen Heimatarmee (Armia Krajowa) im August 1944 weitgehend passiv verhielt; 1944–49 Marschall der Sowjetunion; Oberkommandierender der in Polen stationierten sowjetischen Streitkräfte; 6.11. 1949–8.11. 1956 polnischer Verteidigungsminister und Marschall von Polen; 10.5. 1950–21.10. 1956 Mitglied des Politbüros des ZK der PVAP; 1952 Sejm-Abgeordneter und Vizepremier; 1958–1962 stellv. Verteidigungsminister der Sowjetunion; hierzu: Polski Słownik Biograficzny (PSB), T. XXXI/4, H. 131, Wrocław u.a. 1989, S.538f. Entgegen den Angaben des PSB und anderer polnischer Nachschlagwerke ist Rokossowski nicht in Warschau, sondern in Welikije Luki geboren. Sein Vater war Pole, seine Mutter Russin. Nach Warschau kam R. mit seiner Familie, als er sechs Jahre alt war; siehe hierzu: Tadeusz Pióro, Kostek z Welikich Luków (Kosteale aus Welikije Luki), in: Polityka, Nr.5, 3.2. 1990, S.10, und Janusz Tazbir, Stary mity i nowe legendy (Alte Mythen und neue Legenden), in: Polityka, Nr.22, 1.6. 1996, S.70–72, hier S.72.

erwiesen, es ging auch so recht gut. 3 Geweihte und ein Tier hatte der Major frei. Gleich zu Anfang schoß er ein Abschuß-Tier vorbei. Darauf drückte er mir den Karabiner in die Hand und sagte: „Herr Kollege, schießen Sie für mich die Hirsche!“ So war ich denn wieder zum Jäger geworden, und der Herr Major zockelte wie ein Hündchen hinter mir her.

Bei einem starken Platzhirsch sah ich im Rudel ein schwaches weibliches Abschuß-Stück. So setzte ich die erste Kugel dem Hirsch aufs Blatt, repetierte schnell und streckte mit dem zweiten Schuß das nach links flüchtende schwache Tier. Der Herr Major kam heran und fragte, warum ich denn zweimal geschossen hätte, der Hirsch sei doch schon mit dem ersten Schuß tödlich getroffen gewesen. Als ich ihn zu dem zweiten Stück führte, kriegte er vor Staunen den Mund nicht zu.

Normalerweise hätte ich eine solche Dublette nie gewagt; es wäre mir schade um das schöne einzelne Jagderlebnis gewesen, aber ich wollte meine Mission mit diesem „Auch-Jäger“ doch möglichst schnell beenden.

In den folgenden Tagen schoß ich ihm noch 2 weitere starke Hirsche. Zum Dank schenkte er mir ein besonderes Taschenmesser, das man ganz unauffällig mit einer Hand öffnen kann, gegebenenfalls eine gute, versteckte Abwehrwaffe. Ich habe es „gerettet“. Hier im Westen habe ich noch kein Messer solcher Art gesehen. Während wir im Quartier speisten, erbot sich der Major, die Herichtung der Hirschlebern selbst zu übernehmen. Tatsächlich, das verstand er vortrefflich. Dabei stellte sich heraus, daß er früher Koch und Fleischer gewesen war. Die drei sehr starken Geweihe nahm er stolz mit, nach den schönen Grandeln fragte er nicht. So blieben mir wenigstens diese kleinen, aber doch so wertvollen Trophäen erhalten, die ich alle nach dem Westen retten konnte.

Der Fluch des Karabiners

Doch nun begann eine schwere Zeit für mich. Schon im Mai 54 hatte mir meine Wirtschafterin zugeflüstert, ihr hätten Leute aus Karwik erzählt, dort sei im Walde beim Durchforsten einer Schonung ein Karabiner gefunden worden. Er habe in einer Hülle aus gelber, summierter Leinwand gesteckt. Einen Mantel aus solcher Leinwand habe doch der frühere Förster gehabt. Nun, wir beide wußten wohl, was es mit dem Gewehr für eine Bewandnis hatte. Einen solchen Mantel hatte ich von den Amerikanern als Liebesgabe erhalten. Als er zerschlissen war, hatte ich daraus die Hülle für die Waffe im Walde genäht. So hatte also doch niemand den Karabiner entwendet, und ich hatte ihn trotz mühseliger Sucherei nicht mehr gefunden.

Was sollte ich tun? Der Verdacht zog sich über meinem Kopf zusammen. Auf unerlaubten Waffenbesitz stand unerbittlich die Todesstrafe. Sollte ich türmen? Aber wohin? Es gab keine Fluchtmöglichkeiten, ohne bald geschnappt zu werden. Also hieß es „Ohren steifhalten“ und so tun, als ginge mich die ganze Sache nichts an.

Die Reste des gelben Mantels hatte Frau B. inzwischen an einer entlegenen Stelle tief im Seeufer vergraben. Ich fand zufällig ein Stück summierter gelber Leinwand, die der des früheren Mantels sehr ähnlich, aber in der Struktur doch nicht dasselbe war. Dieses gefundene Stück nähte ich als Tasche an meinen alten Rucksack. Dies hat mir später das Leben gerettet!

An einem Montag Anfang Oktober 54, als ich per Rad nach Johannesburg hereinkomme, werde ich am Ausgang der Stadt von einem UB-Mann angehalten und zu seinem Amt beordert. Mir stockte der Atem. „Jetzt haben sie dich!“ Doch ich besann mich. Jetzt Ruhe und äußerste Gelassenheit wahren!

Im Amt angekommen, trete ich den dortigen Beamten mit lächelndem Gesicht entgegen? „Ich weiß, warum Ihr mich verhaften wollt. Da wurde in Karwik ein Karabiner gefunden, aber ich habe damit nichts zu tun. Ich hatte ja meine eigene Kugelwaffe. Wäre ich schuldig, so hätte ich doch längst flüchten können.“ „Na, wir haben noch mehr gegen Sie“, sagt einer der Männer. „Nee“, lache ich, „mehr könnt Ihr gegen mich nicht haben. Ich bin ein ehrlicher polnischer Beamter.“ „Na, wir werden ja sehen“, meint der Mann.

Man nimmt mir Geld, Ausweise, Taschenmesser und Hosenträger ab und schließt mich im Keller in eine Zelle ein. Da saß ich nun in der Falle! Außer einer eisernen doppelstöckigen Pritsche nichts weiter in dem 2 x 2 1/2 m großen Raum. Ein kleines, von außen verschließbares Guckloch in der eisernen Tür. Ein 20 x 20 cm großes vergittertes Fenster hoch oben in der Wand läßt ein kleines Stück Himmel sehen. Nun konnte ich mir ausrechnen, wie lange ich noch zu leben haben würde. Der Gedanke, mit dem falschen Namen unterzugehen, ohne meine Familie jemals wiederzusehen und ohne daß diese überhaupt erführe, wo ich geendet hätte, würgte mir in der Kehle. Wenn man meine Personalien genau überprüfte, was ja in solchen Fällen üblich ist, käme bald heraus, daß ich ein Deutscher mit falschem polnischen Namen war; dazu Rittergutsbesitzer, deutscher Soldat und auch noch Reiter-SS-Mann. Damit war mir ein Spionage-Prozeß, Martyrium und ein Ende am Strang sicher.

Doch ich wollte nicht untergehen, setzte alle Hoffnung auf meine Ausreden, die ich mir genau zurechtlegte. Um nachts trotz der inneren Unruhe schlafen zu können, turnte ich mich tagsüber müde, immer dann, wenn der Wachtposten gerade das Guckloch wieder geschlossen hatte. Auch addierte, subtrahierte, multiplizierte und dividierte ich 6stellige Zahlen im Kopf, merkte mir eisern die Ergebnisse und machte die Gegenprobe. Die Konzentration auf diese Zahlen nahm mir für Stunden die quälenden Gedanken an meine düstere Zukunft aus dem Kopf und ermüdete mich so sehr, daß ich die Nächte über auf meiner harten Pritsche Schlaf fand.

Das Essen, in die Zelle gebracht, war gut und mannigfaltig. Täglich durfte ich, von einem Posten bewacht, eine halbe Stunde lang auf dem kleinen Hinterhof einen Rundgang machen. So gingen die Tage eintönig dahin.

Meine Wirtschafterin fragte nach mir, durfte mich aber nicht sprechen. Eines Nachts werde ich gegen Mitternacht durch Gepolter und grelles Licht ge-

weckt. „Anziehen, nach oben kommen!“ Als ich den Büroraum betrete, sehe ich drei Herren hinter dem Schreibtisch sitzen. Auf dem Tisch liegt der Karabiner mit der Hülle. Vor dem Tisch zwei Stühle, der eine leer, auf dem anderen sitzt mein deutscher Waldarbeiter Albert Wiska, den ich zum Haumeister ernannt hatte und dem ich (als Rückhalt gegen meine hysterische Wirtschafterin) gesagt hatte, daß ich Deutscher unter falschem Namen sei.

Wiska war zu deutscher Zeit heimlich Kommunist gewesen, im Kriege als Soldat in russische Gefangenschaft geraten und erst 1948 zurückgekehrt. Da er nachweisen konnte, früher Kommunist gewesen zu sein, hatte ihn jetzt die Polnische Partei⁸² zum Ortsgruppenleiter ernannt. Auch Wiska war in den Verdacht miteinbezogen worden, Besitzer des gefundenen Karabiners gewesen zu sein. Verständlicherweise wehrte er sich energisch gegen diesen Vorwurf und berichtete, er habe in der Försterei – also seinerzeit bei mir – mehrmals einen Karabiner stehen sehen. Das stimmte. Hatte ich doch die Jagdkarabiner des Militär-Chirurgen Sw. und des UB-Chefs Pr. zur Reparatur bei mir gehabt. Dem ersteren hatte ich den Sockel des Zielfernrohres befestigt, dem zweiten ein neues, haarfeines Absehen ins Zielfernrohr eingesetzt. Daß der gefundene Karabiner kein Zielfernrohr hatte, war Wiska in seiner fachlichen Unkenntnis nicht aufgefallen. So wurde also Wiska für mich zum Belastungszeugen.

Man weist mir den leeren Stuhl an. Das Verhör beginnt. Einer der Herren hinter dem Schreibtisch – es war ein Staatsanwalt aus Allenstein – fragt: „Wiska, kennen Sie den Mann?“ und zeigt auf mich. Wiska schweigt. Der Staatsanwalt wiederholt seine Frage. Wiska schweigt. Der Frager wird ärgerlich: „Nun, so reden Sie doch, Wiska! Wer ist das?“ Darauf Wiska zögernd und stotternd: „Das – ist – Marian . . .“ „Marian oder Marcin?“ fragte der andere. „Marcin“, verbessert sich Wiska.

Ich mußte an mich halten, daß ich vor Erregung auf meinem Stuhl nicht zusammensackte. Ich war darauf gefaßt gewesen, daß er mich nun verraten würde, Aber nein, er hatte trotz aller Bedrängnis, in der er selbst steckte, dichtgehalten. Ich blickte nicht zu ihm hin, empfand aber ein warmes Gefühl der Dankbarkeit.

Nachdem die Personalienfrage nun kurz erörtert worden war, ging man zum direkten Verhör über, wobei ich alle meine Argumente, wie schon oben angedeutet, zum Ausdruck brachte. Ich betonte, daß Wiska mit seiner Aussage recht hätte, denn ich hätte die karabinergleichen Waffen der o.g. Jäger bei mir zur Reparatur gehabt. Damit konnte ich Wiska als Belastungszeugen ausschalten. Ich erwähnte auch, daß ich ein Reststück meines gelben Regenmantels als Tasche an meinen Rucksack genäht hätte. Damit wurde das Verhör beendet, Wiska ging, mich steckte man wieder in die Zelle.

(Zu bemerken ist noch, daß ich den Karabiner im Walde immer tüchtig abgewischt und in der letzten Zeit nur noch mit Handschuhen angefaßt hatte.)

⁸² Gemeint ist die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei.

Um meine Argumentation zu bekräftigen, bat ich in den folgenden Tagen darum, meine Aussagen noch einmal schriftlich belegen zu können. Ich durfte mich im Büroraum ans Fenster setzen und meine 5 Entlastungspunkte, die ich mir vorher eingehend durchdacht hatte, niederschreiben.

Wie ich später erfuhr, wurde in meiner Wohnung in Pilchen Haussuchung gehalten; man fand den Rucksack und beschlagnahmte eine Menge deutscher Bücher, die Frau B. und ich seinerzeit zusammengetragen hatten. Zum Glück hatten wir alle nationalsozialistisch gehaltene Literatur damals vernichtet.

Die beiden Jäger, die mir ihre Büchsen zur Reparatur übergeben hatten, wurden verhört; der UB-Chef P. sogar in Südpolen, wohin er inzwischen versetzt worden war. Die Bücher wurden auf antikomunistische Parolen hin durchgesehen (Fehlanzeige!). Vor allem aber – die Leinwand der Tasche war nicht die gleiche wie die der Hülle. Das rettete mich vor der Beschuldigung. Anfang März 55 wurde ich aufgrund eines Schreibens des UB-Wojewodschaftsamtes freigelassen. Man teilte mir mit, daß das Verfahren gegen mich hinsichtlich der Beschuldigung unerlaubten Waffenbesitzes niedergeschlagen worden sei.

Wie wärmend und goldig-bunt habe ich den Sonnenschein empfunden, als ich frei aus dem Portal des UB-Amtes Johannesburg trat. Genauso, wie ich nie das Bild der untergehenden Sonne vergessen werde, als ich am 24.1.45 mit meiner Mutter aus dem Walde kam und mir sagte: „Jetzt siehst Du die Sonne zum letzten Mal“, so werde ich auch nie das Empfinden des Glanzes des Sonnenlichtes vergessen, als ich mir nun sagen konnte: „Du darfst noch weiterleben.“

Streßfolgen

Nervlich hatte mich die Untersuchungshaft so sehr heimgesucht, daß meine Magenbeschwerden, die ich schon seit 1951 hatte, unerträglich wurden. Ich konnte mich bisweilen vor Schmerzen kaum noch auf den Beinen halten. So bat ich um Aufnahme ins Militär-Lazarett in Johannesburg, das auch Zivilkranke betreute. Beide für meine Behandlung zuständigen Militärärzte, der Röntgenologe wie auch der Chirurg und Internist, waren meine Jagdfreunde, die mich oft in meinem Forstrevier besucht hatten. Nach gründlicher Untersuchung sagten sie mir, daß ich Zwölffingerdarm-Geschwüre hätte und eine Magen-Operation unumgänglich sei. Auch das noch!

Ich hätte mich ja normalerweise ohne Zögern von dem bewährten Chirurgen operieren lassen, aber ich hatte Sorge, daß ich ungehemmt deutsch reden könnte, wenn ich in Narkose lag. So spielte ich nolens volens den Feigling und weigerte mich, meine Einwilligung zu der Operation zu geben. Mein Freund, der Chirurg, war verzweifelt. Er ließ alle seine operierten Patienten auf dem Flur antreten (Militär), die mir der Reihe nach erklärten, wie gut es ihnen nach der Operation ginge. Ich aber blieb standhaft bei meiner Weige-

nung – mit der heimlichen Sorge, daß man mir auf die Schliche kommen könnte, weshalb ich die Operation ablehnte. Doch der Argwohn stellte sich gottlob nicht ein. Man hänselte mich und behandelte mich mit Spritzen, die so gut halfen, daß ich nach 4 Wochen das Lazarett leidlich geheilt verlassen konnte.

Nach Rücksprache mit unserem Bezirksforstdirektor, der mich gern in seiner Direktion einsetzen wollte, ersuchte ich in der Landforstdirektion um Entbindung von meinem Posten als „Wojewodschafts-Wolfskommissar“ und trat in die Bezirksforstdirektion ein, dabei zunächst in die Finanzabteilung. Da mir in Johannesburg eine Dienstwohnung angewiesen wurde, zog ich mit meiner Wirtschafterin und ihrem Sohn von Pilchen dorthin um, wobei die Menge meiner Geweihe bei den Forstkameraden Aufsehen erregte.

Im Februar 56 mußte ich wieder für 4 Wochen ins Krankenhaus, da sich meine Magenbeschwerden erneut verschlimmert hatten. Nun suchte man mich nicht mehr zur Operation zu drängen, und es wäre alles recht erholungsam verlaufen, wenn da nicht ein Feldweibel mit in unserem 4-Mann-Zimmer gewesen wäre, der plötzlich Andeutungen machte: „Mit dem Forstmeister stimmt etwas nicht!“ Vermutlich hatte ich im Schlaf deutsch geredet, und er hatte das vernommen.

In unserem Zimmer lag auch ein Major, der eine schwere Narkose durchmachen mußte. Damit er dabei nicht „abschwirrte“ und durch starke Geräusche wieder schneller aufwachte, bat mich der Chirurg, im Krankenzimmer neben dem Eingeschlaferten Akkordeon zu spielen. Das tat ich sodann mit dem gewünschten Erfolg. Aus Dankbarkeit veranlaßte der Major auf meine heimliche Bitte unter Hinweis, daß mir der Feldweibel sehr unsympathisch sei, die Verlegung dieses Mannes in ein anderes Zimmer. So wurde ich diese Beschnüfflung los.

Schreckschüsse hinsichtlich der Gefahr und Sorge, entlarvt zu werden, ereigneten sich leider nur allzu oft. So passierte mir im Mai 1955 Folgendes: Während eines dienstlichen Aufenthaltes in der dortigen Landesforstdirektion in Allenstein ergreift mich einer der dortigen Angestellten am Arm und sagt: „Ach, Sie sind der Forstmeister aus Pisz (Johannisburg), Moment mal“. Während er mich noch mit einer Hand festhält, wählt er mit der anderen eine Telefonnummer. Mir wurde vor Schreck ganz heiß. „Ja, hier sowieso. Ja, ich habe hier den Forstmeister aus Pisz gefunden. Ich schicke Ihnen den herüber.“ Bei diesen letzten Worten wurde mir wieder leichter ums Herz. Wenn man mich „hinüberschickte“, konnte es nicht so gefährlich für mich sein!

Es stellte sich heraus, daß mich der Kollege beim polnischen Sportbund in Allenstein angemeldet hatte, der auch eine Schießabteilung gründen wollte. Der Leiter dieser Abteilung hatte sich daran erinnert, daß ich im Juni 1954 bei dem ersten Tontauben-Preisschießen ein so gutes Teilergebnis erzielt hatte und danach im Landesforstamt nach mir gefragt.

So begab ich mich zum Sporthaus hin. Dort wurde ich sehr herzlich aufgenommen und sofort mit einem Sportdreß, einer Kleinkaliberbüchse und einer guten Schrotflinte ausgerüstet. Diese Waffenzuteilung war nicht von der Zu-

stimmung des UB-Amtes abhängig. Nun war ich also unverhofft wieder zu „Schießprügeln“ gekommen und kam stolz mit 2 Gewehren und Patronen zu Hause an. Da in Johannsburg ein alter Kugelschießstand vorhanden war, konnte ich dort trainieren. Für einen Wurftaubenstand fanden meine schießinteressierten Kameraden bald ein geeignetes Gelände, so daß wir nun wieder aktiv werden konnten.

Heimliches Ziel: Auf „Tontauben“ gen Westen

Bei den jährlichen Wojewodschaftsmeisterschaften im Kugel- und Schrot-Schießen in den drei nun folgenden Jahren 1955, 56 und 57 wurde ich jedesmal Landesmeister in Kugel und Schrot. Leider habe ich dafür keine Ehrenpreise, sondern nur eine schriftliche Bestätigung erhalten, die ich jetzt eingeraht im Hause hängen habe, und das kam so: 1955 machte mir der Landforstdirektor das Angebot, in sein Amt in Allenstein einzutreten. Obwohl das mit einer Beförderung verbunden gewesen wäre, lehnte ich dankend ab. Offiziell erklärte ich, daß ich mich nicht von meinen vertrauten Revieren der Johannsburg Heide trennen und immer dem Wald nahebleiben wollte. In Wirklichkeit war es mir im Hinblick auf eine Fluchtvorbereitung, die ich ja immer im Sinn hatte, lieber, an meinem alten Wohnsitz zu bleiben. Durch diese Absage machte ich mich bei dem Herrn Direktor mißliebig, und dafür rächte er sich, indem er als Schirmherr der Preisschießen keine Preise stiftete, weil er, wie er offen zugab, voraussah, daß doch jedesmal der Forstmeister aus Pisz gewinnen würde. Ich habe es hingenommen! Solche Ehrenpreise wären mir später durch meine Flucht doch verlorengegangen.

Im Frühjahr 1957 wurde in Allenstein ein neuer Wurftaubenstand gebaut. Am 26. Mai 1957 war die feierliche Eröffnung, zu der ich als Landesmeister auch offiziell eingeladen war. Den ersten Schuß gab der Herr Landforstdirektor als höchster Ehrengast ab. Es wurde ein Fehlschuß. Zur zweiten Wurftaube durfte ich antreten. Mit dem ersten Schuß traf ich die Taube, mit dem zweiten Schuß – quasi als Dublette – zerschmetterte ich einen nach links abdriftenden Taubensplitter. Darauf ein anerkennendes Gemurmel unter den Zuschauern. Mein Ansehen als Landesmeister war gefestigt.

Bei der später dort abgehaltenen Landesmeisterschaft 1957 gab es eine nette kleine Episode: Ein junger Forstmeister beglückwünscht mich zu meinem Siege. Ich frage ihn, warum er nicht auch mitgeschossen habe. Darauf meinte er, er sei kein so geübter Schütze; er habe auch nur die Gelegenheit einer Dienstreise nach Allenstein genutzt, um den Landesmeister kennenzulernen. „Nach Rom fahren und den Papst nicht sehen!“ zitierte er ein altes polnisches Sprichwort.

Vom 14. – 16.9.56 nahm eine Allensteiner Schützengruppe, zu der auch ich zählte, an der gesamtpolnischen Landesmeisterschaft 1956 im Trap-Tauben-

Schießen in Zoppot⁸³ teil. Es gelang mir, den II. Preis und damit eine bronzene Medaille, die mir am blauen Bande um den Hals gehängt wurde, zu gewinnen. Es gab nur je eine bronzene Medaille für den ersten und zweiten Preis. Diese Medaille nebst Urkunde habe ich „herüber“gerettet. Mit diesem II. Preis errang ich auch die goldene polnische Leistungsnadel und bekam das polnische Sportabzeichen mit goldenem Lorbeer – die höchste sportliche Auszeichnung – verliehen (mit Bildausweis). Alles „gerettet“.

Als Inhaber der goldenen Leistungsnadel standen mir dienstfreie Trainingstage, die wie auch die Teilnahme an den großen Meisterschaften nicht auf den Urlaub angerechnet werden durften, ohne Gehaltsabzug zur Verfügung. Wenn das Sportamt mich anforderte, mußte mir unverzüglich „dienstfrei“ gegeben werden. Da durfte von seiten meiner Dienststelle keine Widerrede erfolgen. Dabei Flinte frei, Patronen frei, Tontauben frei, keine Einsatzprämie, freie Bahnfahrt und noch hohe Tagesdiäten obendrein, man war als Leistungssportler wahrlich bestens versorgt.

Zweimal wurde ich nach Stettin⁸⁴ zu Qualifikationsschießen für die großen Gesamt-Landesschießen delegiert. Die jeweils zehn- bis zwölfstündige Reise per Schnellzug dorthin und ebenso wieder zurück war jedesmal eine Tortur. Schlafwagen gab es nicht. Man mußte die ganze Reise sitzend im vollbesetzten Abteil (Holzbänke) verbringen. Schlafen war bei der dichtgedrängten, sitzenden Haltung kaum möglich, auch nicht ratsam in Anbetracht der Gefahr, daß einem ein Mitreisender beim Aussteigen unauffällig die mitgeführte Flinte entwenden konnte. Bei der strengen Überwachung aller Waffen in Privathand konnte der Verlust des Gewehres den Betroffenen schnell hinter Gitter bringen. Ein Aufgeben der Waffe als Reisegepäck war verboten.

Es gelang mir bei diesen beiden Qualifikationsschießen jedesmal, mich in die Gruppe der Teilnehmer an den großen Meisterschaften hineinzupauken, doch beim zweiten Mal traf mich ein böses Mißgeschick. Schon auf der Hinreise nach Stettin begann mir ein vorderer Backenzahn oben rechts, also gerade da, wo beim Schießen der Kolben des Gewehres an der Backe anliegt, heftig zu schmerzen. Die Backe schwoll immer mehr an. Im Hotelzimmer konnte ich abends infolge der Schmerzen nicht einschlafen, an ein Schießen mit dieser geschwollenen Wange war nicht zu denken. Nachts um eins riß mich die Verzweiflung auf die Beine. Ich ging zum Portier hinunter und fragte nach einem Zahnarzt. Nach mehreren vergeblichen Anrufen meldete sich ein Zahnarzt recht mißmutig. Zufällig war er mit dem alten polnischen Weltmeister im Tontaubenschießen Kiskurno befreundet, wie sich aus unserer kurzen Zwiesprache ergab. Er hatte Verständnis für mein Dilemma und war bereit, mich gleich nächstens zu empfangen. Per Taxe ging es quer durch ganz Stettin. Als der nette Arzt den Zahn besehen hatte, erklärte er, hier könne er zur Zeit nichts machen, da ein Zahnziehen in die-

⁸³ Poln. Sopot.

⁸⁴ Poln. Szczecin.

sem entzündeten Zustand leicht eine Sepsis hervorrufen könne, die das Leben des Patienten gefährde. Erst müsse die Entzündung zurückgehen.

Mir schwammen alle Felle weg! Wenn ich nicht am Qualifikationsschießen teilnahm, gab es auch keine Berechtigung zum Mitmachen bei der Meisterschaft. In meiner Verzweiflung schlug ich die Mahnungen des Arztes in den Wind und erbot mich, ihm eine schriftliche Erklärung zu geben, daß ich selbst die volle Verantwortung für den Ausgang der Operation übernehme. Danach entschloß sich der Arzt zu handeln. Es wurde eine Tortur für uns beide, aber schließlich ging es doch gut aus. Zwar war die Backe am nächsten Tage noch geschwollen (auf einem Foto ersichtlich), aber die rasenden Schmerzen hatten nachgelassen, und mit schief gehaltenem Kopf schaffte ich an den zwei Schießtagen die erforderliche Trefferzahl für die Qualifizierung.

Bei einem Stadtspaziergang nach dem Schießen sah ich in einem Geschäft eine Rolle schwarzes Plastiktuch, 1.20m breit. Ich kaufte davon 2.10 lfd.m und dazu 30 Gürtelschnallen zu 7 cm Breite. Das brachte ich mit nach Hause, schnitt unter Mithilfe von Frau B. 30 Streifen à 7 cm, nähte die Schnallen daran und übergab die so hergestellten Gürtel einem An- und Verkaufsladen zum Verkauf. Die Gürtel fanden reißenden Absatz und brachten einen guten Gewinn. Bei meinen Dienstreisen nach Warschau war ich auch stets darauf bedacht, mir einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen, indem ich Mangelware, die es nur im großen Warenhaus in Warschau zu kaufen gab (aus Propagandagründen!), einkaufte und im An- und Verkaufsgeschäft in Johannesburg mit entsprechendem Aufschlag weitervertrieb. Das waren vor allem Koffer (4 verschiedene Größen ineinandergelegt), Regenmäntel, Emaille-Geschirr, optische Geräte. Die Menschen in der Provinz, die nie nach Warschau kamen und somit solche Dinge nie zu sehen bekamen, waren glücklich, all dieses nun hier kaufen zu können, und zahlten ohne Zögern den kleinen Aufschlag. So waren meine Mitbringsel immer schnell vergriffen.

Für die große Meisterschaft in Warszawa-Bielany durfte ich vorher 2 Wochen lang daselbst trainieren. Mir wurde Quartier in einem neuerrichteten Hotel angewiesen. In der ersten Nacht zwickte es mich heftig an Kopf und Füßen. Da die Nachttischlampe nicht funktionierte, mußte ich den Lichtschalter an der Tür betätigen. Dreimal sprang ich im Dunkel auf, rannte zum Schalter und inspizierte dann mein Bett. Nichts zu finden! Da wurde es mir zu dumm. Ich nahm mir die Nachttischlampe vor und brachte sie in Ordnung. Als es mich dann wieder zwickte, knipste ich schnell die kleine Lampe an. Siehe, da rannten die Wanzen über das Bett. Nun begann eine erbarmungslose Jagd mit Hilfe des Nagelreinigers. In den Ritzen des Bettes fand ich sie; hinter einem Bild saßen sechs dicke Wanzen wie auf Kommando „Richt euch!“ hintereinander. 13 süßlich-übelriechende Beutetiere sammelte ich in einem Aschenbecher, ging hinunter zum Portier und erklärte ihm, ich sei wohl zum Schießen nach Warschau gekommen, aber nicht zum Jagen. Dabei legte ich ihm meine „Strecke“ vor. Er entschuldigte sich sehr und wies mir sofort ein anderes Zimmer an. Dort konnte ich dann ungestört schlafen.

Bei der großen Meisterschaft vom 31.8. – 1.9. 1957 gelang es mir, mich an 6. Stelle zu platzieren (Urkunde liegt vor). Damit hatte ich mein heimliches Ziel erreicht, nämlich einen Platz in der Kader erobert, die zu internationalen Wettkämpfen ins westliche Ausland fahren durfte. Ich erhoffte mir daraus eine Fluchtmöglichkeit. Tatsächlich ist die polnische Kader (6 Mann) im August 1958 zu einem internationalen Schießen in Hannover angetreten. Aber da war mir die Flucht schon glücklich gelungen. An meiner Stelle war nun die Nr. 7 in der Reihenfolge eingesprungen.

Ende Juni 1956 wagte ich es zum ersten Mal, mit einer Reisegesellschaft wieder in die Posener Lande zu fahren, und zwar zum Besuch der Internationalen Messe in Posen. Dabei erlebte ich den Aufstand der Cegielski⁸⁵-Belegschaft und dadurch lawinenhaft anwachsend der Posener Einwohnerschaft gegen das kommunistische Regime.⁸⁶ Das Parteihaus wurde erstürmt, die roten Fahnen flogen nebst Akten aus den Fenstern. Es war eine grenzenlose Begeisterung auf der Straße, auch ein wilder Wutausbruch. Ich beobachtete selbst, wie ein Zivilist einem Milizposten den Karabiner entriß und dem Uniformierten mit dem Gewehrkolben einen Schlag gegen den Kopf versetzte, daß dessen linke Wange in Ohrhöhe durchtrennt wurde und herunterklaffte, so daß die ganze linke Gebißhälfte frei zu sehen war. Der Getroffene sackte bewußtlos zusammen und blieb liegen. Keiner kümmerte sich um ihn, man ging achtlos an ihm vorbei. Doch schon am Nachmittag tauchten aus Warschau Flugzeuge auf und fegten mit Maschinengewehrsalven die Straßen leer. Der Aufstand brach blutig zusammen.

In Warteposition

Nachdem ich meine Tätigkeit als Wolfskommissar aufgegeben hatte, machte mir das Forstministerium noch zweimal Angebote zu besonderen Aufgaben, die ich mit derselben Begründung ablehnte, wie ich sie dem Landforstdirektor gegeben hatte, als er mich nach Allenstein holen wollte. Es waren dies: 1. die Einrichtung und Betreuung einer Biberkolonie an einem Fluß nordwestlich von Allenstein; 2. die Einrichtung und Betreuung eines Wisentparks im Forstamt „Rote Bude“ in der Forstdirektion Białystok. Das waren durchaus verlock-

⁸⁵ Der Protest der Arbeiter des Maschinenbaukombinats ZISPO (seit Herbst 1956 wieder nach dem Gründer Cegielski genannt) gegen ungenügende Prämien und hohe Abzüge führte am Morgen des 28. Juni 1956 zu Demonstrationen vor dem Sitz des städtischen Nationalrats und einem allgemeinen Streik.

⁸⁶ Mit den Arbeiterunruhen in Posen im Juni 1956 beschleunigte sich der Erosionsprozeß in der poststalinistischen Parteiführung Polens, der im Oktober 1956 mit der Rückkehr des 1948 politisch ausgeschalteten sog. Nationalkommunisten Władysław Gomułka an die Parteispitze der regierenden Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei und der Rückkehr des internierten Primas von Polen, Stefan Kardinal Wyszyński, nach Warschau seinen vorläufigen Höhepunkt fand.

kende Positionen, die ich, wäre ich wirklich der Nationalpole gewesen, für den ich mich ausgab, gewiß gern angenommen hätte.

Aber ich war doch Deutscher, wollte das „Douglas-Hemd“ („Ich hab‘ es getragen sieben Jahr, und ich kann es nicht tragen mehr“) des falschen Namens, das ich nun schon über 10 Jahre trug, wobei die nervliche Belastung mir schon so schwere Magenbeschwerden gebracht hatte, nicht ewig tragen. Ich wollte meine Familie wiedersehen (wenn sie noch lebte – ich wußte ja nichts Genaues mehr), wollte Deutscher unter Deutschen sein und auch das kommunistische Joch abwerfen. So wurde es mir nicht schwer, diese Angebote abzulehnen. Sorge aber hatte ich immer dabei, daß man doch die wahren Hintergründe meiner Ablehnung erraten und mich unter scharfe Identitätskontrolle nehmen könnte. Ich fühlte mich immer in einer gefährvollen Situation.

Mein netter Bezirksforstdirektor, mit dem mich ein sehr freundschaftliches Verhältnis verband, aber freute sich und belohnte mein Verbleiben in seinem Bereich, indem er mich am 23.7.56 zum Oberforstmeister beförderte.

Dabei übernahm ich drei Aufgabengebiete in der Direktion: Jagdwesen, Motorisierung und Gewerbeaufsicht. Für die Einführung von Motorsägen beim Holzeinschlag in unseren acht Forstämtern, welche Aufgabe mir oblag, hatte ich vom 2. bis 10.7.56 in der großen Forstschule Rychlik, Kreis Trzcianka,⁸⁷ einen entsprechenden Kursus mitgemacht. Es waren damals viele akademisch geschulte Forstleute unter den Teilnehmern, und es war eine sehr interessante und lehrreiche, auch sehr nette und lustige Woche. Wo mögen sie alle heute sein?

Somit hatte ich nun wieder reichlich zu tun, im Frühjahr auch noch die Kontrolle der Aufforstungsarbeiten in den acht Forstämtern unseres Bezirks. Das Ärgste waren die monatlichen Arbeitsberichte an die Landforstdirektion, aber es mußte geschehen, und es wurde geschafft.

Durch meine Beförderung war der Forstmeister des Forstamtes Johannsburg, der während meiner Revierförsterzeit mein direkter Vorgesetzter gewesen war, nun mein Untergebener geworden. Aber er war sehr verständig, und wir kamen kameradschaftlich bestens miteinander aus.

Zu erwähnen wäre noch, daß 1955, als ich noch in der Finanzabteilung tätig war, die Waldarbeiter meines früheren Forstreviers L. eine Abordnung in die Bezirksforstdirektion Johannsburg schickten mit dem Ersuchen, sie wollten ihren ehemaligen Förster D. wiederhaben. Verständlicherweise war da nichts mehr zu machen, aber gefreut hat es mich doch. Aber auch das Forstministerium hatte mich nicht vergessen. Im Spätherbst 1956 wurde ich zu einer Besprechung mit dem Leiter der Jagdabteilung im Ministerium angefordert. Dort wurde mir der Auftrag erteilt, das Jagen von Ausländern (Devisen!) organisatorisch aus der Taufe zu heben. Die gastronomische Betreuung der Gäste übernahm das staatliche Reisebüro „Orbis“.

Für die Inszenierung meiner Pläne ließ man mir völlig freie Hand. Da es sich

⁸⁷ Karolina bei Schönlanke, ca. 30 km südwestlich von Schneidemühl (Piła).

vorerst und überhaupt in erster Linie um die herbstliche Jagd auf den Brunfhirsch handelte, wählte ich verständlicherweise die für ihre starken Hirsche bekannte Johannishurger Heide als mein Aktionsterrain.

Ein Zufall und eine Eröffnung

Welcher Nation die zu erwartenden Jäger angehören würden, war noch nicht ersichtlich; auf jeden Fall aber waren es Gäste aus dem „goldenen Westen“ hinter dem „Eisernen Vorhang“. Der Frühherbst 57 kam heran. Die ausländischen Besucher sollten in Erscheinung treten. Wieder wurde ich nach Warschau beordert. Man unterrichtete mich, daß sich ein Jäger aus Westdeutschland um den Abschluß eines Hirsches beworben habe und am 20.9.57 eintreffen werde. Dabei bat man mich (notabene: man bat, denn normalerweise führt der zuständige Revierförster den Gastjäger in seinem Revier), die Führung des Gastes während seiner geplanten Jagdzeit selbst zu übernehmen, um damit zum Auftakt einen sicheren Erfolg zu gewährleisten.

Die Kunde, daß ein Westdeutscher käme, ließ mein Herz schneller schlagen. Wenn der Mann sich als vertrauenswürdig erwies, konnte ich mich ihm doch offenbaren und ihn bitten, meiner Familie eine Nachricht zu überbringen.

Es kam noch mehr nach Wunsch, als ich je zu erhoffen gewagt hätte, aber erst kam wieder ein mächtiger Schreck! Die westlichen Gäste trafen pünktlich am 20.9.57 im Gästehaus in Ruciane ein. Der deutsche Reisevermittler, der Jäger, seine Frau und ein Angestellter des Herrenjägers, der gut polnisch konnte. Als Betreuer der Reisegesellschaft „Orbis“ hatte sich ein Herr W. aus Warschau, ein älterer, gesellschaftlich sehr geschliffener Mensch, eingefunden.

Ich begab mich, angetan mit meiner Uniform als Oberforstmeister, zur Begrüßung der Gäste erst, als diese schon im Restaurant Platz genommen hatten. Beim Eintreten in den Raum stockte mir der Atem. Da saß ja Helmut L., mein Heimatkamerad aus unserem Landkreis Jarotschin, der Bruder meiner Jugendliebe.⁸⁸ Wenn der mich erkannte und mit meinem richtigen Namen ansprach, war ich verloren! Wir waren doch von vielen neugierigen Menschen umgeben. Doch hier galt nun nur eins: Haltung bewahren, deutsch radebrechen und sich nichts anmerken lassen.

Ich begrüßte die Gäste in sehr gebrochenem Deutsch, erkundigte mich nach ihren Reiseerlebnissen, fragte, wer der aktive Jäger sei und gab meine Pirschpläne bekannt. Mein alter Bekannter war also nicht der aktive Jäger, sondern nur Begleitperson seiner Sprachkenntnisse wegen. Er machte keine Andeutungen, mich wiederzuerkennen. Das beruhigte mich allmählich.

Da die Zeit reichte, fuhren wir mit dem gelben Mercedes der Gäste noch zur Abendpirsch hinaus. Ich setzte Frau J. und Helmut L. an anderen Stellen zur Be-

⁸⁸ Diese Jugendliebe heiratete Küttner nach seiner Flucht in die Bundesrepublik im Mai 1960.

obachtung ab und führte sodann den Jäger auf Fußpirsch durch die Bestände. Fast hätte es auf einen kapitalen Hirsch geklappt, aber wir hatten ja 10 Pirschtage vor uns und wollten nichts übereilen. Lästig war mir mein flüsterndes, gebrochenes Deutsch-Sprechen, aber ich kannte meinen Begleiter ja noch nicht und mußte vorsichtig sein. Doch bald merkte ich: Hier hatte ich einen netten, vertrauenswürdigen Deutschen vor mir, dem ich mich anvertrauen konnte. Solange Büchsenlicht herrschte und die Möglichkeit bestand, auf einen Hirsch zu Schuß zu kommen, wollte ich den Pirschverlauf nicht durch Vortragung meiner persönlichen Belange stören. Doch als es dunkel geworden war und wir zu dem Auto wanderten, entschloß ich mich, mein Pseudonym zu verraten. Ich suchte mir eine Stelle auf unserem Rückweg, wo ringsherum nur niedrige Kulturen waren, um vor unerwünschten Zuhörern sicher zu sein. Dann sprach ich Herrn J. klopfenden Herzens in reinem Hochdeutsch an. Meine Worte klangen mir selbst ganz sonderbar, hatte ich doch seit vielen Jahren kein reines Deutsch mehr gesprochen.

Herr J. blieb ganz betroffen stehen. Nachdem ich ihm ein paar kurze Erläuterungen gegeben hatte, trat er auf mich zu, faßte mich an beiden Schultern und sagte leise: „Mein Gott, ich helfe Ihnen! Ich helfe Ihnen!“ Ich war ganz gerührt. Ich berichtete dann, daß Helmut L. mein alter Bekannter sei und ich sehr gebangt hätte, daß er mich jetzt unbewußt verraten könnte. Wir beschlossen nun, Frau J. und Helmut L. baldigst über meinen falschen Namen in Kenntnis zu setzen, nicht aber den deutschen Reisevermittler und natürlich schon gar nicht den polnischen „Orbis“-Vertreter, Herrn W. Es war also äußerste Vorsicht geboten, und ich mußte im Quartier immer mein gebrochenes Deutsch quasseln. Nachts sagte Herr J. seiner Frau Bescheid. Ein verständnisvoller Blick ihrerseits beim Antreten zur Frühpirsch ließ mich wissen, daß sie im Bilde war.

Helmut L. einzuweihen ließ sich früh noch nicht unbeobachtet einrichten. Wir mußten uns damit bis zum Abend gedulden. Beide Pirschen, früh und am Abend, brachten zwar guten Anblick, aber noch keinen Erfolg. Während der abendlichen Heimfahrt sollte nun Helmut L. über unser Geheimnis in Kenntnis gesetzt werden. Herr J. saß am Steuer, ich neben ihm vorn rechts. Frau J. stieg hinten links ein und ein wenig später Helmut L. hinten rechts.

Während wir, noch tief drinnen im Wald, auf einem verschlungenen, stillen Waldweg fuhren, drosselte Herr J. das Tempo ganz herunter und schaltete das Innenlicht ein. Ich drehte mich über die linke Schulter nach hinten um und sagte in klarem, lautem Hochdeutsch: „Nun sag mal, Helmut, wie geht's denn dem Eduard?“ (Eduard Fischer von Mollard, Helmut's ehemaliger landwirtschaftlicher Chef, unser gemeinsamer Heimatbekannter). Helmut fährt auf seinem Sitz hoch, starrt mich an und sagt kein Wort. Ich frage wieder: „Nun, Helmut, kennst Du mich nicht mehr?“ Er starrt mich immer noch an. Dann sagt er plötzlich: „Mensch, der Küttner! Bist Du nicht der Küttner?“ „Ja, natürlich“, lache ich. Darauf er: „Jochen, Mensch, Du lebst noch! Du bist ja längst für tot erklärt. Deine Frau und Deine beiden Söhne leben noch, aber Deine Frau hat wieder geheiratet. Auf einem Heimatkongreß habe ich Deine Frau getroffen. Wir sprachen von Dir in der Überzeugung, daß Du längst tot bist.“

Nun wußte ich, daß meine Angehörigen noch lebten. Daß meine Frau wieder geheiratet hatte, konnte ich ihr nach so langen Jahren der Trennung und der Ungewißheit über meinen Verbleib nicht verübeln. Aber diese Begebenheit des Zusammentreffens mit Helmut L. hat mich doch seelisch sehr erschüttert. <...>⁸⁹

Eines Tages beim Abendessen nach der Pirsch machte Herr J. sich einen Jux. Mit bedauernder Stimme erklärte er: „Herr W. (gemeint war der „Orbis“-Vertreter) spricht ganz gut deutsch, aber bei Herrn D., da hapert es doch sehr. Na, vielleicht lernt er es auch noch.“ Alle machten ein ernstes Gesicht und nickten zustimmend. Am nächsten Morgen bei der Pirsch haben wir dann herzlich darüber gelacht.

Endlich hatte ich einen hochkapitalen, abschußreifen Hirsch dingfest gemacht. Tagsüber richteten wir noch einen Pirschsteig her, um bei Dunkelheit besser an den Einstand des Gesuchten heranzukommen. Am nächsten Morgen, es war der 26.9., bei noch völliger Dunkelheit nähern wir 4 Personen uns dem Bestand, wo wir den Hirsch gesichtet hatten. <...>⁹⁰

Nach einer anstrengenden Pirsch quer durch ein Jungholz hatten wir dann den gesuchten Hirsch mit seinem Rudel auf 170m bei leidlichem Büchsenlicht vor uns. Näher heranzukommen war nicht mehr möglich, aber das mußte die starke Büchse auch schaffen. Herrn J.'s erster Schuß geht drüber weg. Das Rudel prescht durcheinander, der Hirsch verhofft nach einigen Fluchten und steht wieder breit. Herr J. hat schon repetiert. Ich raune ihm zu: „Tiefer halten!“ Auf den zweiten Schuß heller Kugelschlag, der Hirsch zeichnet, macht ein paar Fluchten und bricht verendet zusammen.

Tief bewegt gingen wir zu dem Gestreckten und standen dann entblößtem Hauptes vor einem ungeraden Achtzehnder mit gewaltigen Enden in den Kronen. Ein stärkeres Geweih hätte sich Herr J. nicht erträumen können. Heute hängt die stattliche Trophäe in Ratzeburg.

Zeitungsjournalisten und Fotografen umschwirrten uns später. Es gab ausführliche Berichte in den Zeitungen. Ich hatte mir mein Ansehen im Forstministerium erhalten. Am 30.9. rollten die deutschen Gäste wieder ab.⁹¹ Der Gedanke, daß diese Menschen in den freien Westen hinüberwechseln konnten, während ich hier, mit der ständigen Gefahr des falschen Namens behaftet, verbleiben mußte, ohne meine Familie wiedersehen zu dürfen, belastete und verwirrte mich so sehr, daß ich auf der Heimfahrt von Ruciane nach Johannesburg mit dem kleinen Motorrad, das ich mir inzwischen wieder angeschafft hatte, aus Versonnenheit fast einen gefährlichen Unfall verursachte.

⁸⁹ S. 103 im Originalmanuskript.

⁹⁰ S. 104 im Originalmanuskript.

⁹¹ Am 11. Oktober 1957 berichteten die „Lübecker Nachrichten“ in einem Dreispalter unter der Schlagzeile „Erster deutscher Jagdgast der Polen“ über die Jagdreise in die Johannesburg Heide. Da heißt es u.a.: „... In der früheren Oberförsterei Puppen übernahm ein polnischer Oberförster im Auftrage der ‚Orbis‘ die Führung des deutschen Jagdgastes, der überall im Lande mit großer Freundlichkeit aufgenommen wurde und sich völlig frei bewegen konnte. ...“

Ich war aber auch nicht nur geistig, sondern auch körperlich völlig ausgepumpt. Hatte ich doch keine Nacht richtig schlafen können, da ich mit dem „Orbis“-Vertreter, Herrn W., ein gemeinsames Zimmer hatte und nachts immer in Sorge war, daß ich im Schlaf deutsch reden könnte. Herr W. hatte ja den ganzen Tag über Zeit, sich auszuruhen und daher zur Nacht keinen so tiefen Schlaf. Ich aber mußte früh um 3 Uhr mit dem Weckerklingeln als erster hoch und die Gäste wecken, sodann während der Pirsch immer besonders achtsam sein, daß nicht etwa durch mein Verschulden ein Stück Wild flüchtig wurde. Dazu tagsüber noch berufliche Obliegenheiten. Oh, es waren harte Tage für mich!

Fluchtvorbereitungen

Zu Hause angekommen, legte Frau B. mir Einreisepapiere vor, die sie gerade von ihren Verwandten in der BRD erhalten hatte. Angesichts meiner Niederlagen erklärte sie mir aber, sie wolle diese Ausreisesegelegenheit nicht nutzen, sondern bei mir bleiben, bis wir gemeinsam die Flucht bewerkstelligen könnten. Die Aussichten dafür waren durch die Ernennung des neuen Parteisekretärs Gomułka, der ja toleranter war, sehr gestiegen.⁹² Ich habe Frau B. diese kameradschaftliche Haltung sehr gedankt. Unverzüglich machten wir uns nun daran, die Möglichkeiten einer Flucht zu erproben. Wir schrieben an einen Bruder von Frau B. in der DDR, erklärten, daß wir uns entschlossen hätten, bald zu heiraten, und baten ihn um eine Einladung zur Vorstellung als Brautpaar bei ihm. Eine solche Einladung war für die Erteilung einer Ausreisegenehmigung erforderlich.

Nach baldigem Erhalt dieser Einladung sandten wir unverzüglich einen Antrag auf Ausreisebewilligung an das polnische Außenministerium in Warschau. Gleichzeitig richteten wir auch ein Gesuch um Erteilung eines Einreisevisums in die DDR an die entsprechende Regierungsstelle in Ost-Berlin. Eigentlich sollte gemäß der Vorschrift das Gesuch um ein Einreisevisum erst eingereicht werden, wenn die Ausreisegenehmigung des Warschauer Außenministeriums vorlag, aber wir „einfältigen Bürger“ machten es eben gleichzeitig! – Nun hieß es geduldig abwarten.

Im Februar 58 durfte Frau Cz. (Tante von Frau B.), jetzt Frau R., da sie inzwischen wieder geheiratet hatte, mit ihrem Mann nach St. Goarshausen am Rhein auswandern. Ich hatte mich ihnen auch zu erkennen gegeben. Sie stellten uns eine Kiste von 1 cbm Inhalt zur Verfügung, die sie als angeblich eigene Habe für uns mit in den Westen nehmen wollten. Da packten Frau B. und ich einen Teil unserer Habe hinein, vor allem wertvollere Kleidungsstücke etc. Ich steckte auch einige Ferngläser, Fotoapparate und mehrere von meinen

⁹² Siehe Bohmann, a. a. O., S. 290f.; Markert, a. a. O., S. 164.

Rehgehörnen dazu. Diese Sendung, die wir auf „gut Glück“ mitgaben, kam gut an und hat uns später, als unsere Flucht gelungen war, sehr geholfen.

Um mit diesen Transporten nicht aufzufallen, fuhren Frau B. und ich einige Male per Rad mit jeweils geringem Gepäck in das 8 km entfernte Dorf zu Ehepaar R. Der Sohn von Frau B., der inzwischen die Schule beendet und eine Tischlerlehre in Johannesburg angetreten hatte, war dann allein zu Haus. Eines Morgens, als ich mein Motorrad aus dem Schuppen holen will, traue ich meinen Augen nicht: Das Rad, von mir vor zwei Tagen in bestem Zustand im Schuppen abgestellt, ist völlig demoliert: Hinterrad verbogen, Auspuff abgerissen, Kette fehlt. Was hat sich denn hier zugetragen? Der Schuppen war verschlossen gewesen, das Rad stand auf seinem gewohnten Platz.

Als ich am Abend den Jungen fragte, was mit dem Motorrad passiert sei, antwortete er friedlich, er wisse von nichts. Ich mußte mich zunächst damit zufriedengeben, denn ich hatte bis dahin das sehr teure Rad dem 16jährigen Jungen nicht in die Hand gegeben. Doch tags darauf erzählten mir meine Nachbarn, sie hätten während unserer Abwesenheit den Jungen mit dem Motorrad auf der Straße gesehen. Nun war der Missetäter entlarvt. Der Bengel hatte sich heimlich das Rad aus dem Schuppen geholt und dann einen Unfall gebaut. Erneut von mir zur Rede gestellt, streitet er wieder alles ab und greift mich sogar tätlich an, so daß ich Mühe habe, ihn zur Raison zu bringen. Es war eine fatale Situation für mich: Das Rad kaputt, Auspuff und Kette verschwunden, der Junge gibt nichts zu. Allzu energisch traute ich mich nicht, gegen den Jungen vorzugehen, da zu befürchten war, daß er aus Rache womöglich unsere Fluchtabichten verpöfft. Zuzutrauen war ihm das schon, denn er hatte leider die Veranlagung zur Trunksucht von seinem Großvater mütterlicherseits geerbt und war in Johannesburg schon mehrfach stockbetrunken spätnachts nach Hause gekommen.

So mußte ich die Sache auf sich beruhen und das Motorrad in seinem traurigen Zustand stehen lassen, denn Ersatzteile waren nicht zu beschaffen. Erst nach 4 Wochen bequeme sich der dickfellige Knabe, endlich Auspuff und Kette hervorzuholen, was er beides auf dem Boden versteckt hatte. Mit viel Mühe habe ich mir das Rad dann repariert, aber es lief natürlich nicht mehr so gut. Der ganze Rahmen war verzogen.

In diese Zeit fiel auch noch eine ganz besondere Aufgabe für mich: Ich wurde zum höchsten Richter ernannt für alle Streitfälle, die während der Trophäenschauen in ganz Polen bei der Beurteilung der Abschußwürdigkeit des erlegten Wildes entstanden waren und beim polnischen Jagdverband in Warschau zusammengetragen wurden. Mein Urteil war endgültig und unwiderruflich. Das war für mich ein gewiß recht ehrenvoller, aber im Hinblick auf meine persönliche Sicherheit erklärlicherweise nicht sehr angenehmer Posten. Doch wieder hatte ich Dusel, es ging alles reibungslos vorüber.

Nun harreten wir ohne große Hoffnung in punkto Ausreise und damit geplanter Flucht der Dinge, die da kommen sollten. Die Monate vergingen, nichts war zu hören. Eines Abends im Mai 1958, von einer Dienstreise nach Allenstein heimkehrend, sehe ich beim Aussteigen auf dem Bahnhof Johannesburg

meine Wirtschafterin, Frau B., an der Sperre stehen. Wieder einmal durchzuckte mich ein Schreck. Was kann da wohl los sein? Sonst kam Frau B. doch nie zur Bahn. Doch sie macht einen ruhigen und munteren Eindruck. Na, dann kann es wohl nicht so arg sein.

Während wir nach Hause gehen, raunt sie mir plötzlich leise zu: „Die Ausreiseerlaubnis aus Warschau ist gekommen und die Einreisebewilligung aus Berlin auch.“ Mir begann das Herz hörbar zu klopfen. Mein Gott, jetzt kann uns – hoffentlich, hoffentlich! – die ersehnte Flucht gelingen. Und welch ein Zufall: Beide Bescheide kamen zu gleicher Zeit! Wie gut, daß ich seinerzeit unbekümmert gleich beide Anträge losgeschickt hatte!

Nun hieß es aber, recht vorsichtig zu Werke zu gehen, keine besondere Freude zu zeigen, überhaupt möglichst wenig über die Ausreiseabsicht verlauten zu lassen.

Die Urlaubszuteilung für die Besorgung der Pässe, die man sich in Allenstein holen mußte, wie auch für die Ausreisezeit (4 Wochen) wurde in der Personalabteilung meiner Forstdirektion in Johannesburg wohlwollend zugesichert. Zunächst hieß es nun, nach Allenstein zu fahren, um für drei Personen die Pässe einzuholen. Im dortigen Wojewodschaftsamt eine Fülle von Menschen und Gedränge vor dem Schalter. Drei Stunden dauerte es, bis wir, d. h. Frau B. und ich, überhaupt dazu kamen, unsere Anträge einzureichen. Danach wieder banges, stundenlanges Warten in der Ungewißheit, ob der Paß überhaupt zugebilligt würde.

Als wir endlich vom Schalter her aufgerufen werden, erklärt der Beamte, bei Frau B. sei alles klar, doch mir könne der Paß nicht ausgefertigt werden, da die Gültigkeit meines Personalausweises noch während der Zeit unseres Auslandsaufenthaltes auslaufe. Eine Verlängerung der Gültigkeit des vorliegenden Ausweises sei in solchem Falle nicht statthaft. Es müsse ein ganz neuer Personalausweis vom örtlichen Amt in Johannesburg ausgestellt werden (offensichtlich eine Schikane, um den Erhalt eines Passes zu erschweren). Ein neuer Schreck für mich! Wenn mir nun in Johannesburg erklärt wird, daß für einen neuen Personalausweis neue Identitätsnachweise erforderlich sind (was damals durchaus zu befürchten war), dann kommt die ganze Schreckenszeit von ehemals noch einmal auf mich zu, und inzwischen kann gar der Termin der Ausreise- und Visumsbewilligungen verfallen.

Ich fühlte mich plötzlich wieder schrecklich entmutigt und auch neuer Gefahr ausgesetzt. So mußte ich mir am nächsten Tage seelisch förmlich die Sporen geben, um aufs Landratsamt in Johannesburg zu gehen und einen neuen Personalausweis zu beantragen.

Doch Fortuna hatte ein Einsehen. Der zuständige Beamte kannte mich schon und schritt ohne lange Nachforschung zur Ausstellung eines neuen Ausweises. Wie wurde mir da leichter ums Herz! Dabei sprach der Beamte die mir unvergeßlichen Worte: „Na, Herr Oberforstmeister, Sie haben aber Glück, daß Sie einmal ausreisen dürfen. Aber bei Ihrer guten Stellung hier sind die Behörden ja sicher, daß Sie wieder zurückkehren.“ Ich bekräftigte lächelnd seine Äu-

berung, doch ging mir dabei der ängstliche Gedanke durch den Kopf: Hoffentlich errät der Mann nicht die geheimen Absichten, die sich hinter meiner Stirn verbergen!

Mit dem neuen Ausweis fuhr ich nun noch ein zweites Mal nach Allenstein. Wieder drängende Fülle, langes Warten, ein mürrischer Beamter am Schalter, aber schließlich hielt ich doch meinen Paß in der Hand. Die Tür in die Freiheit begann sich leise zu öffnen.

Jetzt aber los! – war nunmehr unsere heimliche Parole. Die Angst, daß man uns in letzter Minute die Pässe wieder entziehen könnte (alles schon dagewesen!), beflügelte unsere Reisevorbereitungen. Was wir mitzunehmen gedachten, war längst festgelegt; nun begann das Packen. 3 schwere Koffer, 2 Rucksäcke und ein Akkordeon waren unser Gepäck, wobei wir auch Lebensmittel für die Familie „meines künftigen Schwagers“ mitnahmen. Die Geweihe meiner 4 stärksten Hirsche brachte ich zu einem in der Nähe wohnenden Forstkollegen angeblich in der Sorge, daß sie mir von einem jagdpassionierten „Geheimen“ weggeholt werden könnten, in Wirklichkeit aber in der Hoffnung, daß sie mir so erhalten blieben, wenn ich es nach Jahren bei einer Verbesserung der politischen Verhältnisse wagen könnte, noch einmal nach Polen einzureisen und sie abzuholen. Als ich mich von meinem mir kameradschaftlich sehr nahestehenden Kollegen für die vorgeblichen 4 Wochen Urlaub verabschiedete, hatte er Tränen in den Augen. Ob er wohl ahnte, was ich vorhatte? Aber angedeutet hat er solchen Verdacht mit keinem Wort, wohl um mir nicht zu schaden.

Reise nach Westen

Zeitig am nächsten Morgen ging unser Zug. Sack und Pack waren reisefertig. Meine beiden Wolfsschädel, die Grandeln von über 100 Stück Rotwild und die Waffen von 20 zum Teil sehr starken Keilern hatte ich in Zeitungspapier verpackt, als ob es Proviant wäre. Noch ein letzter schmerzlich bewegter Blick rings auf die Wände meines Wohnzimmers, die immer noch voller Jagdtrophäen und Siegespreise hingen, die ich nun verlieren mußte, dann drückte ich resolut die Tür zu, brach seelisch alle Brücken hinter mir ab, ergriff mein Gepäck und bestieg mit Frau B. und ihrem Sohn den Zug, der uns hoffentlich in die Freiheit führen sollte.

Über Allenstein, Posen, Bentschen ging's zur polnisch-deutschen Grenze, der wir uns auch mit ein bißchen Herzklopfen näherten. Es war ein quälender seelischer Zustand zwischen Bangen vor Schikanen durch Zoll und Grenzbeamte und der Hoffnung auf das Freiwerden.

Mürrisch und unfreundlich, aber doch ohne Beanstandungen, wurden wir von den polnischen Grenzern gefilzt und ebenso von den deutschen durchgelassen. Wir atmeten auf: Wieder eine Position zur Freiheit gewonnen! Während der Bahnfahrt fiel mir auf, daß auf jetzt noch deutschem Gebiet die Felder viel

sauberer bestellt und die Gehöfte in besserem baulichen Zustand waren als auf dem ehemals deutschen Gebiet, das jetzt Polen zugeschlagen ist.

Die Aufnahme bei dem Bruder von Frau B. war herzlich und sehr gastlich. Als wir aber dem Hausherrn verrieten, daß wir in den Westen „abhauen“ wollten, wurde er fuchsteufelswild und wollte uns anzeigen, denn er befürchtete, bei unserer Flucht als vermeintlicher Helfershelfer selbst von Staats wegen zur Verantwortung gezogen zu werden. Es hat unsererseits inständiger Bitten und großer Anstrengungen unter Hinweis auf meine doppelte Gefahrensituation durch meinen falschen Namen bedurft, ihn zu besänftigen und von einer Anzeige abzubringen. Meine Nerven waren durch diese neuerliche Aufregung und das Bangen, nun womöglich noch verraten zu werden, aufs Äußerste belastet.

So beschlossen Frau B. und ich im Wunsche nach Freiheit und Erlöstsein von all diesen Ängsten, unseren Besuch bei ihrem Bruder schon nach einer Woche abubrechen und dann unverzüglich den Übertritt nach West-Berlin zu wagen.

Den größten Teil unseres Gepäcks hinterließen wir bei Frau B.'s Bruder, um bei der beabsichtigten Überfahrt per S-Bahn nach West-Berlin nicht durch viel Gepäck aufzufallen. Diese zurückgelassene Habe würde man sich später nach gelungener Flucht schon irgendwie herüberholen. Weitaus wichtiger war uns allemal das Erringen der Freiheit. So ließ ich auch den präparierten Schädel meines zweiten Wolfes zurück, den später die Volkspolizei requirierte, als sie auf der Suche nach mir in der Wohnung unseres Gastgebers Haussuchung hielt.

Ich packte nun den Schädel meines ersten Wolfes, die Grandeln und die Keilwaffen wieder in Zeitungspapier zusammen, so daß es wie ein Proviantpäckchen aussah. Außerdem nahm ich nur einen großen Koffer mit, der lediglich eine alte russische Breecheshose enthielt. Diesen Koffer wollte ich im Bahnhof „Friedrichstraße“ zur Aufbewahrung deponieren, um den Einlieferungsschein gegebenenfalls bei einer Bahnkontrolle als Beweis für unsere angebliche Absicht, nach Ost-Berlin zurückzukehren, vorweisen zu können.

Mit Frau B. und ihrem Sohn besprach ich eingehend, wie wir drei bei einer Vernehmung gleichlautend aussagen sollten, nämlich, daß wir nur zwecks Besichtigung West-Berlins eine kurze Rundfahrt machen und dann nach Polen zurückkehren wollten.

Für die Zufahrt nach Ost-Berlin wählten wir einen Zug, der dort mehrere Stunden vor Abfahrt des Zuges Richtung Polen eintraf. So hatten wir eine gute Ausrede, daß wir in Berlin nur die Zwischenzeit bis zur Abfahrt des Polen-Zuges mit der Rundfahrt durch West-Berlin ausfüllen wollten. Gesagt, getan. Nachts um 2 Uhr fuhren wir aus der Stadt unseres Gastgebers ab. Im Bahnhof „Friedrichstraße“ gaben wir den Koffer auf und bestiegen dann die S-Bahn in Richtung Neukölln und Westsektor. Beim Halt im Bahnhof Neukölln, der letzten Station vor dem Westsektor,⁹³ kam ein kleiner Vopo-Mann

⁹³ Bei der Benennung der S-Bahn-Stationen sind dem Autor offensichtlich Irrtümer unterlaufen. Wenn Küttner in „Friedrichstraße“ in die S-Bahn Richtung „Marienfelde“

in schwarzer Uniform in unser Abteil und befahl uns, auszusteigen und ihm in eine Baracke zu folgen. Mir schlug das Herz bis in den Hals. Sollte hier unsere Fluchtmöglichkeit scheitern? Fast wollten meine Beine vor Schreck ihren Dienst versagen. Doch ich zwang mich zur Ruhe; offensichtliche Aufgeregtheit konnte uns nur schaden. So folgten wir drei, möglichst gelassen tuend, dem Beamten. In der Baracke wurden wir einzeln in getrennten Zimmern über alles, was Herkunft, Wohnort, Reiseziel und Reisezweck betraf, verhört, unsere Angaben aufgeschrieben. Ich legte meinen polnischen Dienstaussweis als Oberforstmeister vor und wettete in sehr gebrochenem Deutsch, daß ich als polnischer Soldat geholfen hätte, Berlin zu erobern und nun sehr zornig wäre, wenn man mir nicht erlaubte, auch kurz West-Berlin zu besichtigen. Dabei legte ich den Schein über den zurückgelassenen Koffer vor.

Durch mein sehr erbostes Auftreten wurde der Beamte, der mich ausfragte, allmählich höflicher. Schließlich nahm er das Blatt mit den Notizen und verließ den Raum. Anscheinend wurden unsere drei Aussagen verglichen. Nach einer Weile kam er mit Frau B. und deren Sohn wieder zurück, klopfte mir jovial auf den Arm und sagte: „Na, denn fahren Sie man!“ Möglichst gelassen bedankte ich mich und ging gemessenen Schrittes dem Bahnhof zu, gefolgt von Frau B. und dem Jungen. Ein seltsamer Druck schnürte mir fast die Kehle zu. Das Tor zur 13 1/2 Jahre ersehnten Freiheit schien sich nun endgültig zu öffnen. Die Knie drohten mir vor Erschütterung weich zu werden. Ich mußte mich sehr zusammenreißen, um Haltung zu wahren. Ein S-Bahn-Zug rollte heran, wir stiegen ein und fuhren weiter. Auf der nächsten Station las ich die Aufschrift „Marienfelde“. Das war der Westen und die Freiheit! Beim Aussteigen gab es mir vor Erregung einen Ruck. Plötzlich versagte mir die Sprache. Ich bekam kein Wort mehr heraus. Auf Fragen von Frau B. hin wies man uns den Weg zum dortigen Flüchtlingslager. Ich trottete mit zugeschnürter Kehle nebenher.

Im Lager freundlich aufgenommen, wollte man mich ausfragen. Ich zuckte die Achseln, konnte nicht mehr sprechen. Mein Zustand schien den dortigen Betreuern nichts Ungewohntes zu sein. Sie legten mir Papier und Bleistift vor, schoben mir einen Stuhl unter und sagten: „Beruhigen Sie sich man. Schreiben Sie's man auf!“

So gab ich nun schriftlich meinen richtigen Namen an und berichtete kurz, wie ich zu dem falschen, polnischen Namen gekommen sei. Auf unseren gemeinsamen Hinweis, nicht miteinander verwandt zu sein, wurden Frau B. nebst Sohn und mir getrennte Baracken als Unterkunft zugewiesen. Damit hörte meine Verbindung mit Frau B., der ich ja schon zu Beginn unseres Zusammenlebens offenbart hatte, daß ich verheirateter Deutscher unter falschem Namen sei, auf. Sie war für die Zukunft versorgt. Als Kriegerwitwe in Westdeutsch-

eingestiegen ist, kann er nicht über „Neukölln“ gefahren sein. Der S-Bahnhof „Neukölln“ liegt an einer anderen S-Bahnstrecke im damaligen Westsektor. Der wirkliche Reiseweg Küttners in Berlin läßt sich nicht mehr rekonstruieren.

land von ihren Verwandten angemeldet, übernahm sie hier gleich ein gut beschicktes Sparkonto und fand ein Unterkommen bei ihren Geschwistern.

Über Nacht löste sich der Krampf in meiner Kehle. Ich konnte wieder sprechen und empfand ein tiefes Glücksgefühl in dem Gedanken, nun wieder mit meinem richtigen Namen frei zu sein.

Einige Tage blieb ich noch in Marienfelde, dann wurde ich in eine DRK-Pension im Grunewald verlegt. Die Weiterreise nach Westdeutschland konnte wegen der Gefahr, bei einer Bahnfahrt durch DDR-Gebiet noch verhaftet zu werden, nur per Flugzeug erfolgen. Bis mir da ein Platz zugewiesen wurde, konnten noch Monate vergehen. Darauf mußte ich in dem DRK-Quartier warten. Wir waren neun Menschen in einem mittelgroßen Zimmer. Es war ziemlich eng, aber wir waren friedlich und vergnügt in der Freude über unseren Freiheitsgewinn.

Eines Tages kommt die DRK-Schwester ins Zimmer und teilt mir mit, es werde nach mir gefragt. Nach den ersten frohen Freiheitstagen wieder ein Schreck! Wer kann hier nach mir fahnden? Soll ich etwa noch verhaftet werden?

Von meinen Angehörigen im Westen, meiner Frau in Bremen oder meiner Schwester in Frankfurt, konnte es doch keiner sein, nachdem ich ihnen gerade erst geschrieben hatte. Ihre Adressen hatte ich von Helmut L. erhalten, dem ich gleich nach der Ankunft in Marienfelde berichtet hatte, daß ich „herüber“ sei.

Die Tür öffnet sich, ich sehe zwei Menschen auf dem Flur stehen und erkenne meinen Vetter Heinz K. nebst Frau aus Hoya (westlich von Hannover). Er starrt mich an und sagt: „Nee, er ist es doch!“ Herzliche Begrüßung. Danach meine erste Frage: „Heinz, was bedeutete diese Deine Bemerkung ‚Nee, er ist es doch‘?“ Darauf erklärt er mir: „Heute früh, als ich vom Felde zum Frühstück ins Haus kam, fand ich einen Brief Deiner Schwester Hedi vor, die mir mitteilte, daß Du in West-Berlin, Adresse so und so, aufgetaucht seiest. Ich war sehr mißtrauisch, argwöhnte, daß sich da ein Fremder unter Deinem Namen einschleichen wollte, da wir ja alle seit langen Jahren überzeugt waren, daß Du und Deine Eltern von den Russen ermordet worden seien. Um gegebenenfalls diesen Schwindler schnellstens abzufangen, entschloß ich mich, sofort per Auto hinzufahren und die Sache zu klären.“ Mein Vetter drückte mir das Geld für eine Flugreise nach Hannover in die Hand, welche Gelegenheit zum Weiterkommen ich unverzüglich nutzte. Von Hannover ging es per Bus ins Lager Friedland. Dort wiederum Registrierung, 100 DM, zwei gute gebrauchte Anzüge und ein Paar Schuhe als Schenkung. Gemäß Zusage meiner Schwester gab ich als Zuzugsort Neu-Isenburg an und bekam sodann gratis eine Bahnfahrkarte dorthin. Nur drei Tage dauerte der Aufenthalt in Friedland. Als ich am zweiten Tage nach einem Spaziergang in unser Gemeinschaftszimmer trete, sitzt da eine attraktive Dame mittleren Alters und unterhält sich mit den anderen Zimmergenossen. Ich setze mich dazu, und wir sprechen freundlich über dies und das. Die Dame erzählt, daß sie einen Verwand-

ten sucht, der als Flüchtling aus dem Osten hier eingetroffen sein soll. Von meinen Gedanken über meine Zukunftsprobleme befangen, achte ich nicht so sehr auf die Einzelheiten dessen, was die Dame da „vertellt“. Doch nach etwa einer Viertelstunde fällt es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen: Das ist doch meine Kusine Edith H., die mich sucht. 34 Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen und kaum etwas von einander gehört. Jetzt wohnte sie ganz nahe bei Friedland. Auf mein Erkennen hin zündet auch bei ihr der Funke. Gerührt fallen wir uns in die Arme.

Bei meiner Schwester in Neu-Isenburg beantragte ich sogleich, daß meine 1950 in Bremen ausgesprochene Todeserklärung aufgehoben würde. Das wurde eine „Amtshandlung“ im Amtsgericht. Etwa 6 Wochen später bekam ich vom Amtsgericht Bremen den offiziellen Bescheid, daß meine Todeserklärung aufgehoben worden sei, „weil er sie überlebt hat“. Dafür sollte ich 35 DM Gebühren zahlen. Nun, ich war doch noch arm wie eine Kirchenmaus und schrieb somit eine Bitte um Erlaß dieser Gebühr. Darauf erfolgte bald die Mitteilung, daß mir die Gebühr „aus Billigkeitsgründen“ erlassen worden sei.

Als Äquivalent für den Schreck, den mir das Erscheinen von Helmut L. in Ostpreußen eingejagt hatte, ergab sich nun für mich der Vorteil, daß Helmut L. amtlich beiden konnte, mich als alten Bekannten in Polen unter falschem Namen angetroffen zu haben. Seine diesbezügliche eidesstattliche Erklärung vor einem Notar hat mir später bei der Regelung meiner personellen Angelegenheiten sehr geholfen.

Eine Nachwehe nach all den Aufregungen der Jahre in Polen und der Flucht stellte sich noch im Frühjahr 59 ein. Plötzlich hörte ich nichts mehr auf dem rechten Ohr. Ein Ohrenarzt untersuchte mich eingehend, schließlich begann er mich nach meinem Lebensweg auszufragen. Als ich ihm darüber kurz berichtete, meinte er: „So, jetzt habe ich den Schlüssel. Organisch ist Ihr Ohr ganz gesund. Bei ihnen liegt nur eine nervliche, durch die vielen Aufregungen bedingte Erschöpfung vor. Ich muß Sie zum Nervenarzt schicken.“ Dort vorgestellt geworden, wurde ich nach kurzer Untersuchung „wegen nervlicher Erschöpfung“ für 3 Monate „arbeitsunfähig“ erklärt. Nach Erhalt mehrerer Spritzen und Verlauf der angeordneten Ruhezeit hatte sich die Hörfähigkeit des rechten Ohres wieder voll regeneriert. Auch die Magenbeschwerden heilten aus. Das Bewußtsein der Freiheit hatte den Körper wieder gesunden lassen.

